

Band 1172 • 2,50 DM

**BASTEI**

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

**JOHN SINCLAIR**

Die große Gruselserie von Jason Dark



**Die  
Macht  
des Kreuzes**

Band 1172 • 2,50 DM

**BASTEI**  
ROMAN



# *Die Macht Des Kreuzes*

## *2. Teil*

Es war eine Situation, die ich mir nicht gewünscht hatte! Beobachtet von zahlreichen Augenpaaren lief ich auf den Gitterblock in der Manege zu. Sechs schwarze Panther und ihr Dompteur befanden sich hinter den stabilen Stangen.

Mensch und Raubkatzen waren erstarrt. Die Tiere, weil sie den Befehl bekommen hatten, und Harold Winter, der Dompteur, weil er die Person sah, die ihm wie eine Geisterscheinung vorkommen musste, da er sie in der psychiatrischen Klinik vermutete und nicht hier mitten in der Vorstellung seines Zirkusses.

*Deutsche Erstveröffentlichung*

Es war eine junge Frau. Sie hieß Emily White. Und sie war eine Person, die sich als Engel sah. Nicht mehr so sehr als Mensch. Sie war auf dem Weg dazu, ein Engel zu werden, und selbst ich wusste nicht genau, ob sie es schon geschafft hatte oder nicht.

„Auch du kannst mich nicht stoppen, Mann mit dem Kreuz.“ Das hatte sie mir vor gar nicht langer Zeit zu verstehen gegeben. Jetzt sah alles danach aus, als sollte sie Recht behalten. Auf mich würde sie nicht hören und den Käfig trotz allem betreten. Sie wollte Harold Winter, und sie wollte ihre Rache.

Er hatte seine Vorführung unterbrochen, weil Emily so plötzlich erschienen war. Die Zuschauer im ausverkauften Zelt sahen dies als Gag an, der zum Programm gehörte, doch es war keiner. Wenn alles so endete, wie Emily sich das vorgestellt hatte, würde es einen Mord geben, zumindest eine blutige Abrechnung. Denn Winter war es gewesen, der Emily in die Anstalt geschafft hatte, aus der sie so schnell nicht wieder entlassen werden sollen.

Sie war entlassen. Dafür hatte sie gesorgt. Und das auf ihre Art und Weise.

Zwar hatte sie mir zu verstehen gegeben, dass ich sie nicht stoppen konnte, aber einschüchtern ließ ich mich nicht. Deshalb ging ich ihr nach und rief noch einmal ihren Namen.

Kurz drehte die den Kopf. „Nein!“

Eine harte Antwort, die auch Glenda Perkins gehört hatte. Sie befand sich an meiner Seite. Durch sie war ich praktisch erst an Emily geraten. Glenda hatte sich nicht nehmen lassen, mich zu begleiten. Ich wollte, dass sie zurückblieb, doch Glenda hörte nicht. Auch sie lief vor. Sie löste sich aus dem Schatten des Ausgangs und geriet hinein in das grelle Licht der Scheinwerfer. Mit halblauter Stimme sprach sie Emily an. Sie wollte die junge Frau zurückholen, die sich nicht beirren ließ und weiter auf den Käfig zuschwebte oder ging; so genau war das nicht festzustellen. Emily befand sich in einem ungewöhnlichen Zustand. Für mich war sie kein richtiger Mensch mehr, auch kein Engel. Sie lag irgendwo dazwischen. Über dieses Stadium hatte ich mir noch keine konkreten Gedanken gemacht. Das würde vielleicht noch kommen.

Glenda lief an mir vorbei. Sie wollte Emily stoppen, bevor sie den Käfig erreichte. Ich hätte meine Sekretärin und Assistentin gern zurückgehalten. Leider war sie zu schnell.

„Emily!“

Die Angesprochene drehte sich.

„Das kannst du nicht tun!“, rief Glenda.

Sie zeigte nicht die geringste Spur von Angst, obwohl sie wusste, wozu Emily fähig war.

Glenda schaffte es auch, an Emily heranzukommen. Sie streckte ihre Arme aus, um die hell gekleidete Gestalt festzuhalten, aber Emily wollte nicht.

„Nein!“

Das Wort wurde als schriller Schrei ausgestoßen. Einen Moment später rammte Emily ihren Arm vor. Die Hand erwischte Glenda an der Brust und schleuderte sie zu Boden. „Einen Schritt weiter, und ich verbrenne dich!“, zischte sie Glenda zu.

Es war eine Drohung, über die niemand lächeln konnte. Emily brachte so etwas fertig. Sie verbrannte die Gesichter der Menschen und nahm sie ihnen weg. So war sie Glenda aufgefallen, und bei mir würde sie das Gleiche versuchen, wenn ich eingriff.

Aus den Reihen der Zuschauer hörte ich hier und da ein Lachen. Die Leute glaubten noch immer, dass die Schau zum Programm gehörte.

Für Emily war Glenda nicht mehr wichtig. Sie wandte sich wieder ihrer eigentlichen Aufgabe zu. Sie sah mich kurz an und entdeckte auch das Kreuz in meiner rechten Hand.

Sie lächelte.

„Lass es!“, rief ich.

„Nein, Sinclair. Die Kräfte in deinem Kreuz werden mich verstehen. Man kann und darf keine Engel einsperren.“

Glenda rappelte sich auf. Aufgegeben hatte sie noch nicht, auch wenn sie meine Warnung erreichte. Ich konnte sie nicht stoppen, denn sie lief ebenfalls auf das Gitter zu, weil sie Emily dort den Weg abschneiden wollte. Es ging alles so schnell. Ich achtete auch nicht auf die Rufe hinter mir. Da hatten die Mitarbeiter des Zirkusses endlich gemerkt, dass die Dinge nicht so liefen, wie man es sich vorgestellt hatte. Es traute sich jedoch keiner einzugreifen, und plötzlich sah ich Glenda an den Gitterstäben.

Sie stand neben der Tür. Sie hielt die Arme zu den Seiten hin gestreckt. Aus dem Käfig sprach Winter mit ihr. Er wollte sie auch wegschicken, aber sie blieb.

Und Emily ging.

Nein, sie schwebte wieder. Sie zeigte, dass sie sich noch in der Aufbauphase befand. Sie war langsam, aber trotzdem schnell. Es gab eigentlich nur uns drei. Glenda vor ihr, ich hinter ihr, und ich hatte das Kreuz.

„Emily!“, brüllte ich.

Es war mir egal, ob und wo man mich hörte. Es gab nur noch diesen Augenblick, um Schlimmes zu verhindern.

Sie drehte sich tatsächlich!

Und wieder schaute sie auf mein Kreuz, das aus meiner rechten Faust ragte.

„Es stoppt mich nicht!“, schrie sie zurück. „Ich liebe es! Ich habe es in mein Herz geschlossen, verstehst du? Ich habe es geküsst. Du bist selbst dabei gewesen. Ich habe noch mehr Kraft aus ihm herausgesaugt. Nein, du bist...“

Ich war mittlerweile so nassgeschwitzt, so sehr stand ich unter Druck. „Es lässt keinen Mord zu, Emily!“

„Ich muss es tun!“

„Du kennst es nicht!“ Damit hatte ich nicht gelogen, denn ihr war die wahre Kraft des Talismans nicht bekannt.

Sie lachte mich aus. Dabei ging sie rückwärts und schwebte gleichzeitig in die Höhe.

Schon einmal hatten wir dieses Phänomen erlebt. Sie beherrschte die Levitation, die Aufhebung der eigenen Schwerkraft, und das zeigte sie uns jetzt wieder.

Vor aller Augen, auch vor denen der Zuschauer glitt sie hoch, als wäre sie von dünnen, sehr starken, aber nicht sichtbaren Bändern gezogen worden. Wenn es so weiterging, würde sie bald das Dach des Zelts erreicht haben, doch so hoch wollte sie bestimmt nicht, sie musste nur die oberen Stangen des Käfigs überwinden.

So weit ließ ich es nicht kommen. Ich fing noch Glendas flehenden Blick auf, dann griff ich zu dem Mittel, das auch sie erwartete.

Ich rief die Formel. „Terra pestem teneto - Salus hie maneto!“

Es war der große Augenblick, an dem das Kreuz regelrecht explodierte. Allerdings flog es nicht auseinander, sondern verwandelte sich in eine helle Lichterscheinung, die einfach alles überstrahlte und gegen die auch kein Scheinwerfer mehr ankam.

Ich hörte einen schrillen Schrei. Ich schaute in das Licht hinein, ohne davon geblendet zu werden. Innerhalb des Zentrums entdeckte ich einen Schatten, der menschliche Umrisse aufwies. Ich musste davon ausgehen, dass es sich um Emily handelte. Der Schatten zuckte. Er warf den Kopf vor und zurück, und in das Licht hinein tauchte noch ein weiterer Schatten. Anders konnte ich ihn nicht beschreiben. Er war etwas, das ich persönlich noch nie erlebt hatte. Er war nicht greifbar, aber griff trotzdem nach Emily.

Schrie sie? Jammerte sie? Huschte und zuckte sie durch das Licht? Es gab einiges zu sehen, aber nicht zu erklären. Es konnte mit ihrem Tod enden, sie hätte zerrissen werden können, zu Staub zerfallen, während das Licht wie eine Mauer stand, und sie hatte auch von anderen Mächten geholt werden können.

Was genau passierte, das sah auch ich nicht. Aber ich sah, wie das Licht zusammenbrach. Urplötzlich war es fort. Weggeblasen wie von einem gewaltigen Sturm.

Meine Sicht war frei!

Alle konnten sehen, was vor dem Käfig und in der Manege passiert war. Ich glaubte auch nicht, dass nur einer der Zuschauer zur Seite schaute. Es war einfach zu faszinierend, so etwas zu sehen.

Der Käfig war da.

Harold Winter ebenfalls.

Auch Glenda sah ich. Sie stand neben der Gittertür, und ihr war nicht einmal ein Haar angesengt worden.

Leider war auch Emily White verschwunden. Das Licht musste sie geholt haben. Wohin, darüber machte ich mir in den nächsten Sekunden keine Gedanken, denn plötzlich belebte sich die „Bühne“. Es war wie aus dem Drehbuch gestiegen. Das Licht hatte zwar bei uns nichts hinterlassen, aber es war auch von den Pantherern bemerkt worden. Es war in ihre Nummer hineingerast. Es hatte sie irritiert, und mit einem Schlag veränderte sich die Szene.

Die Tiere drehten durch!

Dass ihr Verhalten nicht mehr zur Dressur gehörte, das merkten nicht nur Glenda und ich, sondern auch schon ein Teil der Zuschauer. Wie nebenbei sah ich, dass die ersten von ihren Sitzen aufsprangen, doch darum konnte ich mich nicht kümmern. Die einmal aus dem Konzept geratenen Tiere wussten nicht mehr, wie sie sich verhalten sollten. Sie kamen jetzt ihren Trieben nach und ließen ihnen freien Lauf.

Es gab ein Opfer. Es gab einen Schuldigen. Es war der Mann, der sie bisher unter Kontrolle gehalten hatte.

Harold Winter, der Dompteur, der seine Tiere so sicher unter Kontrolle gehalten hatte, verstand plötzlich die Welt nicht mehr. Er drehte durch, er kreiselte um die eigene Achse, und ich konnte erkennen, dass sich das Gefühl der Panik in seinem Gesicht ausbreitete. Er drehte den Kopf, er wusste nicht genau, wohin er schauen sollte - und musste mit ansehen, wie ein Schatten von der Seite her auf ihn zusprang. Eines der Tiere hatte sich von seinem Platz gelöst und jagte auf ihn zu. Ein mächtiger Körper, unter dessen Fell sich die Muskeln abzeichneten. Das Maul stand offen.

Ich war auf dem Weg zum Käfig. Hinter mir hörte ich laute Rufe. Auch Schritte. Wahrscheinlich waren es Helfer, die Winter zur Seite stehen wollten, der das nicht sah.

Im letzten Augenblick bemerkte er, in welcher Gefahr er steckte. Er warf sich zur Seite, und der schwere Körper prallte nicht auf ihn, sondern streifte ihn nur, was allerdings mit einer so großen Kraft geschah, dass Winter ins Taumeln geriet, sich dabei drehte und mit der rechten Seite gegen die Gitterstäbe prallte.

Das Tier war wieder gelandet.

Andere hörten wir schreien.

Auch die Zuschauer brüllten. Längst hatten sie erkannt, dass dies hier nicht zum Programm gehörte. Ich glaubte nicht, dass es noch irgend jemand auf seinem Platz hielt.

Der Dompteur wehrte sich. Winter hatte sich gefangen. Er war ein Mann mit eisernen Nerven. Das Gitter befand sich hinter seinem Rücken, es gab ihm eine gewisse Deckung. Er schlug mit der Peitsche um sich. Er schrie die Raubkatzen an. Jeder Schlag wurde zu einem Knall, wenn die Peitschenspitze auf dem Boden landete. Dann stäubte das Sägemehl in die Höhe, und die Laute sollten die Tiere zurücktreiben. Noch steckte etwas von dem in ihnen, was Winter ihnen beigebracht hatte.

Sie zuckten zurück.

Aber einer nicht. Er war nahe genug herangekommen, um zuzuschlagen. Es sah so lässig aus wie der leichte Schlag einer Katzenpfote. Aber es steckte mehr dahinter.

Harald Winter wurde an der Schulter erwischt. Der Hieb brachte ihn aus dem Gleichgewicht. Er durfte alles, nur nicht fallen. Ich hörte mich selbst schreien, und ich sah, wie Glenda sich ebenfalls hektisch bewegte.

Sie hatte sich an der Tür zu schaffen gemacht. Sie war fest verschlossen, aber von außen her leicht zu öffnen, was auch im Falle der Gefahr sein musste.

Glenda zerrte die Riegel zurück. Sie tat es in dem Augenblick, als Harald Winter nur durch eine artistisch anmutende Drehung einem zweiten Hieb entging, der sonst seinen Kopf getroffen und ihn getötet hätte.

Er lag schon am Boden, als Glenda die Tür aufzog.

Zugleich passierte einiges.

Ich war ebenfalls daran beteiligt. So schnell wie die Abläufe waren, kann ich sie gar nicht erzählen. Wir hatten Helfer. Männer mit langen Stangen. Ich wurde zur Seite geschoben, dann waren zwei Männer an mir vorbei. Sie stießen mit den Stangen gegen die Raubkatzen und trieben sie von dem liegenden Dompteur zurück. Kein Panther würde sich durch sie von seiner Beute abhalten lassen, das stand auch fest, aber man konnte eine Galgenfrist gewinnen.

Glenda und ich zerrten den Mann gemeinsam aus der Gefahrenzone. Wir mussten kurz in den Käfig. Ich hörte das Fauchen und Schreien der Katzen. Ich wusste, in welcher Gefahr wir und die Männer schwebten, aber es ging auch um das Leben eines Menschen.

Winter rutschte über den Boden hinweg. Es war nicht mal zu sehen, ob er überhaupt mitbekam, was alles um ihn herum passierte. Er blutete am Hals und an der Schulter. Auch die Panther merkten, dass ihnen die Beute entzogen werden sollte. Sie waren wild geworden. Sie schrien

und schickten uns den heißen Atem und auch ihr bössartiges Fauchen entgegen.

In Augenblicken wie diesen schaltete man sein Denken einfach aus. Man muss durch und damit basta.

Der Kampf gegen die Panther wurde von uns gewonnen. Wir selbst brauchten das vergitterte Tor nicht mehr zuzurammen, das übernahmen die Helfer aus dem Zirkus. Sie schoben auch die Riegel davor. Wenig später waren sie bei uns, stießen uns zur Seite, um Winter auf die Füße zu helfen.

In seinem Beruf war er ein Ass. Das musste er sein. Er war ein Mann „ohne Nerven“, aber er war nur ein Mensch. Als man ihm hoch half, da sah ich, wie blass er war. Er musste auch gemerkt haben, wer ihn letztendlich aus dem Käfig gezogen hatte, denn er nickte mir und Glenda kurz zu. Es sah auch aus, als wollte er uns noch etwas sagen, aber die Männer brachten ihn weg.

Wir blieben noch.

Im Käfig tobten die Tiere nicht mehr. Zwar hatten sie sich nicht beruhigt, aber sie liefen doch recht wirt durcheinander und strichen dabei immer eng an den Gitterstäben vorbei. Wir sahen die weit aufgerissenen Schnauzen, wir konnten auf die Zähne schauen, die in einem hellen Gelb schimmerten. Geifer klebte zwischen den Kiefern. Die Fäden schimmerten im Licht der Scheinwerfer.

Unsere Blicke glitten auch zu den Rängen der Zuschauer hoch. Die meisten Menschen hatten sich von ihren Sitzen erhoben. Noch immer waren ihre Blicke auf die schwarzen Raubtiere gerichtet, von denen sich keines hinlegte.

Sie würden den Käfig verlassen müssen, und ich fragte mich, wer sich zutraute, sie in den Gang zu locken. Es musste jemand am Ende des Gittergangs geben, denn ich hörte von irgendwoher scharfe Rufe. Auch die Raubkatzen hatten sie vernommen. Plötzlich war der Käfig nicht mehr interessant. Etwas musste sie mehr locken. Es konnte eine Beute sein, ich wusste es nicht. Jedenfalls rotteten sie sich zusammen und liefen hintereinander durch den Gittergang in ihre Käfige hinein.

Zurück blieb eine Manege, in der es kein Tier mehr gab. Nur ein paar Blutflecken auf dem Boden erinnerten daran, dass hier ein Mensch angegriffen worden war.

Ich hatte wirklich nicht viel getan, dennoch fühlte ich mich ziemlich erschöpft. Ebenso wie Glenda, denn als ich mich drehte, schaute sie mich für einen Moment an und fiel mir in die Arme.

„John, das war...“, sie fand keine Worte mehr.

„Keine Sorge, wir haben es geschafft.“

„Und Emily White?“

„Wird wohl auch weiterhin ein Problem bleiben.“



Sie löste sich von mir und trocknete mit einem Taschentuch ihre schweißnasse Haut auf dem Gesicht. Dann strich sie über mein Gesicht. „Das hast du toll gemacht.“

„Ich? Nein! Das war nicht nur ich, das waren wir alle. Du und ich, wir haben Winter aus dem Käfig gezogen, und den Kratzer wird er auch überstehen.“

„Ist zu hoffen.“

Ich hatte damit gerechnet, dass der Käfig abgebaut wurde, doch da irrte ich mich. Und ich erlebte, wie man im Zirkus arbeitet. Es war ähnlich wie beim Theater. Was auch passierte, die Schau musste weitergehen. Die Menschen hatten bezahlt. Sie hatten einen Anspruch darauf, das Programm zu sehen, und das wurde nicht nur uns, sondern auch ihnen deutlich klargemacht.

Den Sprecher sahen wir nicht. Wir hörten nur seine Mikrofonstimme, die jeden Winkel des Zelts erreichte. Der Mann entschuldigte sich für den Vorfall und erklärte, dass so etwas eben passieren konnte, denn die Show war live. Er brachte den Tenor seiner Rede dahin, dass dies eben das besondere Prickeln einer Zirkusvorstellung ausmachte und durch nichts ersetzt werden konnte.

„Und das Programm geht weiter!“, rief er. „Freuen Sie sich auf die Herren der Lüfte. Auf vier Akrobaten und Trapezkünstler, die den Tod nicht scheuen und Ihnen eine Vorstellung bieten, die nichts für herzkrankte Zuschauer ist. Ich sage nur einen Namen: Die Santinis.“

Glenda und ich hatten die Worte noch mitbekommen. Bevor wir die Manege verlassen konnten, mussten wir zur Seite treten, denn die vier Santinis liefen ein.

Dunkelhaarige junge Männer. In hautenger Glitzerkleidung. Mit Gesichtern, die Anspannung zeigten, auf denen das Lächeln wie eingefroren wirkte. Sie nahmen den Beifall, der sie schon orkanartig erwischte, gern entgegen, und als wir uns kurz umdrehten, bekamen wir mit, wie von oben her eine Strickleiter nach unten gesenkt wurde und dicht über dem Käfig zum Stillstand kam.

„Willst du dir die Nummer anschauen?“, fragte Glenda.

„Kein Bedarf.“

„Ich auch nicht.“

So verließen wir endgültig die Manege und waren froh, dass die schweren Vorhänge hinter uns zusammenfielen.

Hier war eine andere Welt. Zwar hielten sich die gleichen Zirkusmenschen in der Nähe auf, aber der Glitzer und Glamour war verschwunden. Es gab nur so viel Licht wie eben möglich, und es gab auch nur ein Thema, das interessierte.

Jeder fragte sich, wie das alles hatte passieren können. Bisher hatte es nie einen Unfall gegeben. Es war alles glatt über die Bühne gelaufen,

und wir hörten dass Harald Winter einer der besten Dompteure überhaupt auf der Welt war.

Es ging auch um das Auftauchen der jungen Emily White. Man kam nicht da mit zurecht. Wir wurden angeschaut, man erwartete von uns, dass wir etwas sagen, aber wir hielten uns zurück.

Der Geruch von Kaffee erreichte meine Nase. Wir gingen zu einem kleinen Stand, wo eine ältere Frau Kaffee ausschenkte. Vor uns standen die beiden Männer, die die Eisenstangen gehalten hatten. Sie berichteten der Kaffeeausgeberin, was passiert war, und die ältere Frau hörte genau zu. Ich erhaschte einen Blick auf ihr Gesicht und stellte fest, dass sie sehr dunkle und irgendwie geheimnisvolle Augen hatte, in deren Pupillen sich das Licht einer leicht schaukelnden Glühbirne fing.

„Darf ich auch zwei Becher haben?“, erkundigte ich mich.

Erst jetzt wurden wir wahrgenommen. Nicht nur von der Frau, auch von den Helfern. Sie drehten sich um, sie lachten plötzlich, klopfen uns auf die Schultern und erklärten, dass Harold Winter letztendlich uns sein Leben zu verdanken hatte.

Ich war kein Freund des Lobes. Glenda ebenfalls nicht, und beide fühlten wir uns etwas unwohl.

„Es war reines Glück!“, behauptete ich.

„Nicht nur“, wurde mir gesagt. „Dazu braucht man Courage. Das habt ihr gezeigt.“

„Wie geht es Mr. Winter?“

„Gut. Er ist in seinem Wagen und wird verarztet. Es sind - relativ gesehen - wirklich nur ein paar Kratzer. Ich denke, da haben Sie einen Menschen, der Ihnen ewig dankbar sein wird.“

„Das hätten andere auch getan“, meinte Glenda.

„Meinen Sie?“

Glenda lächelte nur und nahm ihre Tasse entgegen, aus dem der Kaffee duftete.

Auch mir wurde die Tasse gereicht, aber die ältere Frau behielt sie noch in der Hand und schaute mir dabei ins Gesicht und forschend in meine Augen.

„Habe ich etwas an mir?“, fragte ich leicht lachend, „Ja und nein.“

„Pardon, aber da komme ich nicht mit.“

„Sie sind etwas Besonderes, Mister. Ich spüre es. Ich kann in die Menschen hineinschauen. Sie kommen zur mir, wenn sie Rat brauchen. Sie können mich eine Wahrsagerin nennen oder wie auch immer. Aber ich spüre, dass Sie anders sind als viele. Ich freue mich auch, dass Sie einen so großen Mut bewiesen haben. Das hätte wirklich nicht jeder getan.“

„Nun ja, es blieb mir nichts anderes übrig. Der Mann musste gerettet werden.“

„Ja, das musste er. Und es ist wirklich gut, dass er lebt. Harold Winter ist jemand, den alle hier mögen. Er ist nicht zu autoritär, wie man es von vielen seiner Kollegen kennt.“ Sie schüttelte den Kopf. „Aber ich rede zu viel. Hier, der Kaffee.“

„Danke.“

Er war heiß und schwarz. Er tat mir gut. Ich ging zu Glenda, die auf einer umgekippten Tonne saß. Nicht weit von ihr entfernt schaukelte eine Lampe im leichten Wind. Sie warf Licht und Schatten über die Gestalt meiner Assistentin.

Auf der Tonne war auch noch Platz für mich. Obwohl um uns herum Trubel herrschte, überkam uns so etwas wie ein Insel-Gefühl. Wir saßen da, stützten uns gegenseitig mit den Körpern ab und schlürften den Kaffee.

„Wieder okay?“, fragte ich.

Glenda hob die Schultern. „Es zieht immer wieder vorbei. Die Erinnerung treibt es hoch, aber ich bin mir sicher, dass wir den Fall noch nicht abschließen können.“

„Das glaube ich auch.“

„Wo steckt Emily?“

„Keine Ahnung.“

Glenda nippte am Kaffee. „Kannst du dir vorstellen, dass sie von der Kraft deines Kreuzes vernichtet worden ist? Ich meine, verschwunden ist sie ja.“

„Nein, Glenda, das ist sie nicht. Ich glaube nicht, dass sich das Kreuz so hart gegen sie gestellt hat. Sie ist zudem kein richtiger Mensch, aber sie ist auch kein normaler Engel. Ich habe eher den Eindruck, dass sie weggetrieben wurde.“

„Wohin? In eine andere Dimension?“

„Das weiß ich nicht.“

Glenda trank auch den Rest. „Aber ihr Ziel hat sie nicht erreicht, wenn wir ehrlich sind.“

„Richtig, Harold Winter lebt noch.“

Das war auf der einen Seite natürlich wunderbar, auf der anderen jedoch wussten Glenda und ich nicht, was Emily genau im Schilde führte. Sie war einfach rätselhaft. Wir wussten, dass sie hier im Zirkus gelebt hatte. Man hatte sie als Findelkind aufgenommen, aber sie war nicht dazu geboren, um hier zu arbeiten. Sie war einfach anders, so anders, dass die Menschen wohl Angst bekommen und sie in eine psychiatrische Klinik gesteckt hatten. Die geschlossene Zelle hatte sie nicht halten können. Emily war entwischt. Dass sie Glenda getroffen hatte, entsprang wirklich einem Zufall. Glenda Perkins war hinzugekommen, als zwei Männer versucht hatten, Emily auf einer Wiese hinter einem Supermarkt zu vergewaltigen. Glenda hatte ihr

helfen wollen, doch es war nicht nötig gewesen. Nach mehrmaligen Warnungen hatte die junge Frau bewiesen, wozu sie fähig war. Plötzlich war von ihr ein Licht ausgegangen, das den beiden Männern die Gesichter geraubt hatte. Zwei gesichtslose Tote waren zurückgeblieben. Daraufhin hatte Glenda mich alarmiert.\*

Die Spur führte uns zu einer Klinik. Dort trafen wir Emily in ihrer Zelle. Sie war von meinem Kreuz begeistert. Sie hatte es geküsst und sogar noch Kraft aus ihm hervorgesaugt, wie ich im Nachhinein zugeben musste. Dann hatte sie uns gezeigt, wozu sie fähig war, und auch uns war es nicht gelungen, sie von einem Verlassen der Klinik abzuhalten. Für sie gab es weder geschlossene Fenster noch Mauern. Sie konnte beide durchdringen, und sie wäre auch in den geschlossenen Käfig hineingeglitten.

Die Chefin der Klinik, Dr. Fester, die beinahe auch ihr Leben verloren hätte, hatte uns dann auf den Zirkus aufmerksam gemacht, aus dem Emily eingeliefert worden war. Und hier hatten wir sie dann erlebt, aber sie war uns wieder entwischt.

Als ich meinen Becher leer hatte, stand Glenda auf und brachte beide Becher zurück. Im Zelt ging die Vorstellung weiter. In meiner Nähe hörte ich den Klang von Schritten. Als ich den Kopf hob, trat ein kleiner Mann an mich heran. Er trug Arbeitskleidung und eine Strickmütze auf dem Kopf. Seine Augen glänzten hell, als wären sie mit einer Flüssigkeit gefüllt.

„Sie sind der Mann, der den Chef gerettet hat?“, fragte er.

Ich winkte ab. „Nein, nicht direkt. Ich habe ihm nur dabei geholfen, das ist alles.“

„Aber auch sehr viel.“

„Kann sein. Wer sind Sie?“

„Ich heiße Mirko.“

„Nennen Sie mich John.“

„Ich habe die Raubkatzen wieder zurück in ihre Käfigwagen gelockt.“

„Gratuliere, Mirko.“

Er winkte ab. „Ach, das war keine große Kunst. Man braucht nur etwas blutiges Fleisch, dann geht alles wie von allein. Außerdem kennen sie mich.“

„Haben Sie alles mitbekommen?“, fragte ich.

„In etwa. Ich hielt mich im Hintergrund auf. Da war plötzlich ein Licht. So hell, wie ich es noch nie im Leben gesehen habe. Ich dachte schon, ich wäre... nun ja... wir hätten Besuch von einem UFO bekommen oder ähnlich.“

„Nein, das war es nicht.“

---

\* Siehe John Sinclair Nr. 1171: „Emilys Engelszauber“

„Was dann?“

Ich zuckte mit den Schultern. „Das ist eigentlich egal, Mirko. Wir sollten uns einem anderen Thema widmen.“

„Schade.“

Ich ließ mich von ihm nicht beirren.

„Passen Sie mal auf, Mirko. Mir geht es um eine andere Person. Sie ist gewissermaßen der Schlüssel zum Ganzen. Sie kennen Emily White?“

So auskunftsfreudig und neugierig er auch gewesen war, so verschlossen zeigte er sich plötzlich und schüttelte den Kopf. Das war seine ganze Antwort.

„Wollen Sie nicht darüber reden?“

„Nein!“

„Das ist schade.“

„Ich weiß einfach zu wenig über sie. Emily war hier. Sie wuchs hier auf, aber sie war uns immer fremd. Sie hat sich aus allem herausgehalten. Selbst in den Jahren ist ihr niemand näher gekommen.“

„Wirklich niemand?“

„Zumindest nicht so nahe, als dass ein großer Kontakt zustande gekommen wäre.“

„Wer könnte denn mehr wissen? Es muss doch jemand geben, der sich mit ihr beschäftigt hat.“

„Fragen Sie den Boss.“

„Hat er sich um sie gekümmert?“

„Gewissermaßen schon.“

„Hat er sie auch großgezogen?“

„Nein. Nur geholfen.“ Mirko schaute zu Boden. „Es war seine Mutter, die sich um Emily kümmerte. Aber mit ihr können Sie nicht sprechen. Sie starb vor gut einem Monat an einem Herzschlag. Sie hat auch immer ihre Hand über Emily gehalten und Verständnis für sie gehabt. Wie ich schon sagte, für den normalen Ablauf im Zirkus war Emily nicht zu gebrauchen. Sie hielt sich immer für etwas anderes. Sie war der Meinung, dass diese Welt nicht die richtige war. Sie fühlte sich immer als etwas Besseres. Sie meinte, dass sie nicht in das Leben passte.“ Mirko wollte nichts mehr erzählen. Er schlug mir auf die Schulter und meinte, dass es besser war, wenn ich mit dem Chef persönlich sprach. „Der ist hart im Nehmen. So ein Kratzer bringt ihn nicht um. Sie brauchen nur hier weiterzugehen, und dann ist es das erste Wohnmobil auf der linken Seite.“

„Danke.“

Mirko tippte an seine Mütze. „Wir sehen uns bestimmt noch, habe ich im Gefühl. Ich werde noch nach den Katzen schauen.“

„Tun Sie das.“

Als Mirko verschwunden war, kam Glenda wieder zu mir. Sie hatte sich im Hintergrund aufgehalten. „Wer ist das denn gewesen?“, fragte sie.

Ich erklärte es ihr und wollte dann wissen, wo sie sich aufgehalten hatte.

„Bei der Kaffee-Frau.“

„Und?“

„Sie ist ziemlich durcheinander. Sie hat das Gefühl, das fremde Mächte aus anderen Welten eingegriffen haben. Schon seltsam, aber irgendwie hat sie Recht.“

„Hast du ihr das gesagt?“

„Nein. Aber sie erkundigte sich nach dir.“

„Kann ich mir denken. Diese Frau hat so etwas wie das Zweite Gesicht. Sie sah in mir was Besonderes.“

„Dann hat sie einen guten Blick.“

Ich winkte ab. „Vielleicht spürt sie die Macht des Kreuzes. Wie auch immer, Glenda, wir werden uns weiterhin indirekt mit unserer Freundin Emily zu beschäftigen haben.“

„Ja, das stimmt. Aber du kannst sie nicht herbeizaubern.“

Ich stand auf und reckte mich. „Das brauche ich auch nicht. Ich habe erfahren, wo wir Harold Winter finden können. Und den werden wir jetzt besuchen.“

„Okay, ich bin dabei!“

Der Chef fuhr den größten Wagen. Das stand ihm auch dienstrangmäßig zu, und als wir ihn nach unserem Klopfen betraten, da hatten wir den Eindruck, nicht in ein Wohnmobil zu gelangen, sondern in ein beleuchtetes Büro.

Der Computer war ebenso vorhanden wie eine Telefonanlage. Aktenschränke bedeckten die Wände, und auf einem Hocker stand ein helles Faxgerät.

Harold Winter selbst hielt sich nicht im Büro auf. Wir mussten weiter durchgehen in den zweiten Teil des Wagens, der als Schlaf- und Wohnraum diente. Zwischendurch wurde der Gang schmaler. Es lag daran, dass sich dort die beiden Nasszellen befanden, die sich gegenüberlagen. Sie bildeten praktisch die Grenze zwischen Arbeits- und Wohnraum.

An den Wänden hingen Bilder. Die Einzelheiten waren nicht zu erkennen, aber sie alle zeigten Motive aus dem Zirkus-Milieu, und das über verschiedene Jahrzehnte verteilt, so dass einige Bilder unter dem schützenden Glas schon sehr vergilbt aussahen.

Ich sah in das etwas verzerrt lächelnde Gesicht des Mannes, dessen rechte Schulter verwundet war. Dort hatte ihm die Pranke die Haut aufgerissen. Den Arm konnte er bewegen, und das zeigte er uns auch.

„Nehmen Sie Platz. Wenn Sie etwas trinken möchten, bedienen Sie sich.“ Er wies auf eine Hausbar.

Wir lehnten beide ab, da wir schon genug Kaffee getrunken hatten. Er selbst hatte sich einen Whisky genehmigt. Das leere Glas stand noch vor ihm.

Harold Winter war um die Vierzig und dunkelhaarig. Man konnte ihn durchaus als einen verwegenen Typen beschreiben, doch jetzt saß uns ein sehr nachdenklicher Mensch gegenüber. Auf der Eckbank konnte man sich wohl fühlen, und die Fenster an den beiden Seiten ließen auch einen guten Blick nach draußen zu.

„Ich weiß nicht genau, wer Sie sind und weshalb Sie in den Zirkus kamen. Jedenfalls habe ich Sie als meine Lebensretter erlebt. Das hat man mir gesagt. Wenn Sie nicht gewesen wären, hätten mich die Katzen verspeist.“ „Sehen Sie das nicht so eng“, sagte Glenda.

„Doch, das tue ich.“

„Es war Glück.“

„Nicht nur das. Auch Mut. Und so etwas findet man heutzutage nicht überall.“ Er nickte uns zu. „Ich bin Ihnen verdammt dankbar, und Sie können auf mich zählen.“

„Okay, vergessen wir das Thema.“

„Sind Sie deshalb zu mir gekommen?“, fragte er.

„Nein. Sie werden sich denken können, was uns hergetrieben hat.“ Ich schaute ihm in die Augen. „Dass die Tiere so anders reagierten, ist ja nicht normal. Es ist etwas passiert, was Sie auch gesehen haben müssen.“

Winter legte den Kopf schräg. „Sie sprechen von Emily, nehme ich an.“

„Ja, es geht um sie.“

Die Flasche stand nicht zu weit entfernt. Der Zirkusdirektor zog sie zu sich heran. „Da brauche ich noch einen Schluck“, sagte er. Möglicherweise wollte er auch Zeit gewinnen. Er stellte die Flasche wieder an ihren Platz, trank noch nicht, sondern schaute uns nur an.

„Wer sind Sie?“

Die Vorstellung übernahm ich. Winter hob die Augenbrauen, als er hörte, dass wir Polizisten waren. Dann lachte er und meinte: „Scotland-Yard-Leute habe ich mir immer ganz anders vorgestellt.“

„Den Fehler begehen viele.“

„Aber wieso Scotland Yard?“

„Es geht um Emily.“

Sein Lächeln sah nicht glücklich aus, und die folgenden Worte hörten sich auch nicht so an. „Das konnte ich mir fast denken, und das ist nicht nur einfach so dahergesagt. Emily ist eben ein großes Problem. Unser Problem.“

„Und es hätte fast zu Ihrem Tod geführt“, sagte Glenda. „Gibt es einen Grund für diesen Hass? Wir sind zu Ihnen gekommen, weil wir von Ihnen mehr über Emily erfahren wollen. Sie haben sie erlebt. Sie wurde hier großgezogen und...“ „Ja, ja, das stimmt, Miss Perkins. Sie haben völlig Recht. Sie ist so etwas wie ein eigenes Kind gewesen. Es trifft zu. Aber auch zu Kindern kann man unterschiedliche Beziehungen haben, und das ist hier der Fall gewesen, abgesehen davon, dass wir nicht wissen, wer ihre wahren Eltern sind, und wir sie eben ernährt haben.“

Ich fragte direkt. „War Emily etwas Besonderes?“

Harold Winter hob das Glas und nahm einen Schluck. „Da sage ich weder ja noch nein. Sie war anders, wenn ich recht darüber nachdenke. Außerdem hat sie in meiner Mutter immer eine Fürsprecherin gefunden. Sie war diejenige, die sich um Emily kümmerte. Sie hat ihr in der Fremde trotzdem ein Stück Heimat gegeben. Als sie dann starb, war Emily unendlich traurig. Es gab Phasen, da hat sie geschrien und nur geweint. Sie verzweifelte an der Welt. Dann wiederum sackte sie in Phasen hinein, die unendlich traurig waren. Sie vergrub sich darin und war so gut wie nicht ansprechbar.“

„Haben Sie versucht, Emily zu trösten?“, fragte Glenda.

Winter schaute Glenda direkt an. „Nein oder ja. Ich habe versucht, mit ihr zu reden. Aber sie lehnte mich ab. Sie hat bis auf meine Mutter alle abgelehnt.“ Er zuckte die Achseln. „Emily war schon ein sehr seltsames Geschöpf. Viele waren der Meinung, dass sie nicht in diese Welt hineinpasste.“

„Haben Sie Emily deshalb in Dr. Fosters Obhut gegeben?“, erkundigte ich mich.

Er lächelte schief. „Obhut ist gut. Ich wusste nicht mehr, was ich machen sollte. Die Kontrolle war weg, verstehen Sie? Meine Mutter war tot. Da hatte Emily freie Bahn. Ich weiß nicht, was sie meiner alten Dame alles erzählt hat, aber sie muss von ihr akzeptiert worden sein, was mir wiederum nicht leicht fiel. Was würden Sie denn sagen, wenn Ihnen jemand erklärt, dass er ein Engel ist?“

Beide zuckten wir mit den Schultern. „Zumindest würden wir nicht fröhlich sein“, sagte Glenda.

„Würden Sie ihr glauben?“

„Nur schwer.“

„Eben. Das war bei mir auch der Fall. Ich konnte ihr einfach nicht glauben. Ich halte mich wirklich nicht für dumm, das jedoch überstieg meinen Horizont. Da kam ich einfach nicht mit. Ich kenne keine Engel. Ich weiß nicht einmal, ob es sie gibt. Man hat davon gehört. Man spricht von Schutzengeln, das ist auch alles. Oder man sieht sie als Kitsch und Nippes irgendwo an den Wänden hängen. Das ist die einzige Beziehung,



die ich zu den Engeln habe, und die ist nicht eben in tiefem Glauben verwurzelt.“

„Wusste sie das?“

Der Direktor nickte Glenda zu. „Und ob. Ich habe es ihr einige Male gesagt, wenn sie gerade eine Phase hatte, in der sie mit mir sprechen wollte.“

„Wie reagierte sie?“

„Sie hat mich gehasst. Und das hat sie mir auch gesagt.“ Im Wagen war es warm, und Winter wischte Schweißtropfen von seiner Stirn. „Ich war ihr Hassobjekt, weil ich ja nicht so gehandelt habe wie meine Mutter. Ich konnte sie einfach nicht akzeptieren. Ihre Sprüche kamen bei mir nicht an. Sie waren für mich Unsinn. Das Erzählen von anderen Ebenen, die für sie bereit stehen. Welcher normale Mensch kann so etwas glauben? Ich jedenfalls nicht, und genau das habe ich ihr auch zu verstehen gegeben. Klar, dass sie mich hasste, weil Feuer und Wasser aufeinander trafen.“

„Was geschah, als Sie Emily weggaben?“, fragte ich leise.

„Es war ein Drama. Aber ich wusste mir nicht anders zu helfen. Emily war ein Fremdkörper hier bei uns. Sie hat alle Mitarbeiter verrückt gemacht. Ich kann Ihnen das nicht erklären, das würde zu weit führen. Aber Emily machte die Leute nervös, weil sie von einem zweiten Leben sprach. Sie redete von der Macht der Liebe und der Rache der Engel. Wer sie durch den Zirkus laufen sah, der wurde schon an die Jungfrau von Orleans erinnert. So kam sie sich vor. Eine Kämpferin oder Vorreiterin für das Besondere, das eintreffen würde. Ich konnte nicht viel dagegenhalten, und meine Mitarbeiter auch nicht. Sie haben sich nur angeschaut und waren verwundert. Aber wir konnten Emily auch nicht auf den Boden der Tatsachen herunterbringen. Das war uns leider nicht möglich. So gern wir es getan hätten.“

„Gab es Schwierigkeiten bei der Aufnahme in die Klinik?“, erkundigte ich mich.

„Nein, das wunderte mich ja. Ich hatte zuvor mit ihr gesprochen. Ich habe ihr noch einmal offen gelegt, wie die Probleme aussehen, die wir mit ihr haben. Ich habe sie auch gebeten, sich zu ändern und nicht immer so etwas zu erzählen. Ich baute ihr also eine Brücke, über die sie aber nicht ging. Sie blieb bei ihrer Meinung. Sie war davon überzeugt, ein Engel zu sein oder einer zu werden. Auch hatte sie den Tod meiner Mutter nicht verkraftet und machte mir sogar Vorwürfe, ihn indirekt verschuldet zu haben, was natürlich Unsinn ist, denn ich habe ihren Herzschlag nicht aufhalten können. Aber erklären Sie das mal einem derartig verbohrten Geschöpf.“

„Das verstehe ich“, murmelte ich. „Musste Emily gefesselt werden, als sie in die Klinik gebracht wurde?“

„Nein. Sie hat sich auch nicht gewehrt. Aber sie hat von Rache gesprochen.“

„Nahmen Sie das ernst?“

„Nicht genau. Ich habe ihr dann noch einen Vorschlag gemacht und ihr angeboten, sie wieder in die Gemeinschaft hier zu integrieren, wenn wir weiterziehen, aber sie gab mir darauf keine Antwort und brütete nur stumm vor sich hin. Ich kann Ihnen schwören, dass alle erleichtert waren, als sie nicht mehr bei uns war.“

„Bis zum heutigen Abend“, sagte ich.

Der Direktor schaute mich starr an. „Ja“, flüsterte er dann. „Da war sie plötzlich wieder da. Und wieso? Hat man sie freigelassen, oder ist sie ausgebrochen?“

„Es war mehr ein Ausbruch.“

„Aha, das dachte ich mir. Und Sie waren rein zufällig da. Wie im Film - oder?“

„Nein, es war kein Zufall, Mr. Winter. Aber wir haben Emily auch leider nicht daran hindern können. Sie kam und ging, wann sie wollte.“

Winter konnte es nicht glauben. Er schüttelte den Kopf. „Sie wissen, was Sie gesagt haben?“

„Natürlich.“

„Die Klinik ist gut gesichert.“

„Nicht für Emily.“

„Und nicht für einen Engel“, fügte Glenda hinzu.

Harold Winter lehnte sich zurück und pfiß durch die Zähne. „Ich packe es nicht“, flüsterte er. „Jetzt sprechen Sie auch schon davon, dass sie ein Engel ist. Das kann doch nicht stimmen. Das will nicht hinein in meinen Kopf. Das sind Dinge, die...“

„... es trotz allem gibt. Man lernt sie kennen, wenn man sich damit beschäftigt. Wie wir.“

„Ph.“ Er strich über sein schweißnasses Gesicht. „Ich will ja nichts sagen. Wahrscheinlich ist alles, was ich sage, für Sie lächerlich. Aber glauben kann ich das nicht.“

„Haben Sie es nicht gesehen?“, fragte Glenda leise.

„Wie sollte ich?“

„Im Käfig. Sie wollten den Höhepunkt der Nummer zeigen, dazu kam es nicht mehr, weil sie erschien.“

Winter sagte nichts und überlegte. Er drehte sein Glas zwischen den Händen, räusperte sich dann und meinte: „Sie sagten erschien?“

„Genau.“ Der Direktor senkte den Blick. Er nagte an seiner Unterlippe. „Es ist nicht einfach, das nachzuvollziehen. Ich hatte ja mit meinen Tieren zu tun. Auch wenn sie ruhig sind, man darf sie nicht aus den Augen lassen. Jeder Fehler kann verhängnisvoll sein. Ich stehe zwischen meinen Tieren und habe alles andere vergessen. Ich befinde

mich in einem Zirkus und sogar in der Manege. Ich werde beobachtet, ich werde angestrahlt, aber ich bin allein. Ich habe das Inselgefühl. Das Gefühl, dass es nur mich und die Tiere gibt.“

„Ist Ihnen das Licht nicht aufgefallen?“

„Ja, und nein, Miss Perkins. Erst als es immer heller wurde. Ich dachte aber, es hätte mit den Scheinwerfern zu tun, die ein Idiot falsch eingestellt hat, so dass ich voll im gleißenden Licht stand und auch geblendet wurde.“ Er zuckte die Achseln. „Ich weiß nicht, was ich Ihnen noch sagen soll.“

„Haben Sie Emily nicht gesehen?“

„Nicht direkt, Mr. Sinclair. Da schwebte etwas heran, aber es war schnell wieder weg.“

„Sie sahen einen Schatten.“

„So ähnlich.“

„Wie sahen Sie ihn?“

Er hob die Schultern, ließ sie wieder sinken und griff zum Glas, um es zu leeren. „Das kann ich Ihnen nicht genau sagen. Ich weiß nicht, ob er schnell oder langsam war. Jedenfalls geriet alles ziemlich durcheinander. Dann griffen mich die Tiere an. Schließlich erschienen Sie und zogen mich aus dem Käfig. Dann wurde ich von unserem Sanitäter verarztet und musste mich eigentlich über mein zweites Leben freuen, was aber nicht so recht der Fall ist, denn ich weiß mittlerweile, dass noch etwas nachkommen kann. Oder?“ Er blickte uns fragend an.

„Ausschließen können wir nichts“, sagte ich.

„Sie reden indirekt davon, dass ich mich auch jetzt noch in Gefahr befinde?“

„Das kann ich nicht bestreiten.“

„Dann kehrt Emily zurück.“

„Möglich.“

Ich konnte ihm auch keine Anweisungen oder Verhaltensregeln geben, weil wir selbst zu wenig von ihr wussten. Winter merkte dies natürlich und schaute mir ins Gesicht. „Na bravo“, flüsterte er nach einer Weile. „Das finde ich fast einmalig. Da darf ich mich ja direkt für die Warnung bedanken. Aber ich möchte sie als Fachleute auch gleich fragen, wie es weitergeht.“

„Wir müssen abwarten.“

Ich war über meine Antwort selbst nicht glücklich, und Winter war es auch nicht. „Da hätte ich Sie auch nicht zu fragen brauchen. Nehmen Sie es mir nicht übel, aber Sie sind die Fachleute, und ich bin von diesem verdammten Panther angegriffen worden, weil Emily es so gerichtet hat. Herrlich, was man alles erlebt. Soll ich es jetzt als Zirkus des Lebens ansehen?“

Ich hatte volles Verständnis für ihn. Das sagte ich ihm auch und fügte hinzu: „Sie müssen davon ausgehen, Mr. Winter, dass wir es hier mit einem magischen Phänomen zu tun haben. Es ist nicht so leicht zu fassen, wie Sie es sich möglicherweise vorstellen. Wir sind Polizisten, aber wir jagen keinen Mörder und auch keinen normalen Verbrecher, sondern ein Phänomen, für das die Regeln der Physik aufgehoben sind. Das ist nun mal so.“

„Dann bedroht mich tatsächlich ein Engel?“

Ich hob die Schultern.

„Ach, wissen Sie das auch nicht genau?“

„Nein, Mr. Winter. Es ist, wie ich sagte, ein Phänomen. Eine Gestalt, die sich auf dem Weg vom Menschen hin zum Engel befindet. Mehr kann ich Ihnen auch nicht sagen.“

„Und Sie wissen auch nicht, wie dieses Phänomen bekämpft werden kann?“

„Bisher haben wir noch keine Möglichkeit gefunden.“

Er müsste wieder lachen. Nur hörte es sich nicht gut an. „Ein Wahnsinn ist das! Dann kann ich also mit der Gewissheit leben, von einem Engel so lange verfolgt, zu werden, bis er mich erwischt und mich dann tötet.“

„Wenn Sie so denken, ist es leider die traurige Wahrheit.“

„Na, danke“, sagte er und schüttelte wieder den Kopf. „Wissen Sie, welch eine Verantwortung ich als Unternehmer hier habe? Ich muss morgen wieder in die Manege. Meine Raubkatzen-Schau ist der Höhepunkt überhaupt. Die Leute kommen oft nur meinetwegen. Das ist keine Angabe, das haben wir durch Befragungen herausgefunden. Ich kann mich nicht verstecken. Wobei sich die Frage stellt, ob man sich vor einer derartigen Person überhaupt verstecken kann.“

„Da werden Sie Ihre Schwierigkeiten haben“, gab ich zu.

„Eben, das denke ich auch. Wie ist es mit Schutz? Können Sie dafür sorgen?“

„Nur schlecht.“

Er deutete auf mich. „Sie haben gesagt, dass diese Person auch durch Wände gehen kann, obwohl ich das kaum glaube. Oder mittlerweile schon. Dann wäre ich auch nicht sicher, wenn Sie mich in eine Zelle von Scotland Yard stecken und gewissermaßen in Schutzhaft nehmen. Oder irre ich mich?“

„Sie irren sich nicht.“

„Toll.“

Wir steckten wirklich in einer Klemme. Es gab eigentlich nur eine Chance. Zumindest ich musste bei ihm bleiben, um zusammen mit ihm darauf zu warten, dass Emily zurückkehrte und das vollendete, was ihr in der Manege nicht gelungen war.

Ich wollte es ihm schon vorschlagen, als es gegen die Tür klopfte. Ziemlich forsch sogar.

„Ja, was ist denn?“, rief Winter.

Die Tür zum Büro wurde aufgedrückt. Sie rutschte nach innen und nahm uns die Sicht auf die eintretende Person. Die erschien erst etwas später. Wir erkannten sie, als sie in das Licht trat. Es war die alte Frau, die den Kaffee gekocht hatte.

Sie kam mit langsamen Schritten näher. Der lange dunkle Rock reichte fast bis zu den Knöcheln und bewegte sich bei jedem Schritt wie eine Glocke.

„Das ist Anita“, flüsterte Winter über den Tisch hinweg. „Eine Freundin meiner verstorbenen Mutter. Sogar die beste, die sie hatte.“

Anita kam näher. Wir sahen ihr Gesicht. Und dem Ausdruck entnahm ich, dass etwas passiert sein musste, denn wie in einem offenen Buch war die Angst darin zu lesen...

Wir ließen sie näherkommen. Niemand von uns sprach ein Wort. Auch Winter schwieg. Er schien zu merken, dass hier etwas nicht stimmte. Zwar deutete er auf einen Sitzplatz, aber Anita wollte sich nicht setzen. Sie schüttelte den Kopf und blieb so dicht vor dem Tisch stehen, dass sie ihn berührte. Eine Mütze saß auf ihrem Kopf. Aus den Ärmeln schoben sich die mit braunen Altersflecken übersäten Hände hervor, die sie flach auf den Tisch legte.

Winter versuchte, sie anzulächeln, doch er traf auf keine Gegenliebe. Die Furcht in ihren Zügen blieb bestehen.

Jeden von uns schaute sie kurz, aber gründlich an. Dann senkte sie den Kopf. „Die Gefahr“, flüsterte sie, „ist noch längst nicht vorbei. Es gibt sie auch jetzt. Sie hält sich nur verborgen. Aber ich... ich... kann sie spüren. Ich merkte es an meinen Knochen. Ich spüre, dass dort etwas hineingedrungen ist. Man kann es nicht fassen, man kann es nur fühlen, und dieses Gefühl beunruhigt mich stark.“ Der nächste Blick galt Harold Winter. „Du weißt selbst, wie ich zu dir stehe, mein Lieber. Deine Mutter und ich haben uns immer verstanden. Wir waren die allerbesten Freundinnen. Ich habe dich mit aufgezogen, auch als dein Vater noch lebte. Ich kannte auch Emily sehr gut. Ich habe sie als Findelkind erlebt und schon damals gesagt, dass sie etwas Besonderes ist. Ein außergewöhnlicher Mensch, anders als die normalen, und ich habe Recht behalten.“

Jetzt schaute sie mich an. „Mein Gefühl sagt mir, das Emily wiederkommen wird. Sie ist keine Person, die sich einfach aufgibt. Das dürft ihr nicht denken. Sie hat eine Aufgabe zu erfüllen, und sie wird sie durchziehen.“

Den Spott in der Frage hätte sich Harold Winter eigentlich sparen können. Er flüsterte: „Hast du das alles in deiner Kugel gesehen, Anita?“

Sie nickte.

„Was noch?“

„Die Gefahr“, flüsterte sie. „Ihr müsst es mir glauben, es gibt sie. Sie ist hier...“ Wieder richtete sie ihren Blick auf den Direktor. „Hüte dich vor dem Engel, Harold. Er kann so grausam sein. Er muss es nicht, aber kann.“

„Klar, das weiß ich.“ Winter wollte lächeln, das wurde jedoch nur eine Grimasse. „Hast du den Engel denn gesehen?“

„Nein, leider nicht. Oder zum Glück nicht. Ich konnte ihn nur spüren.“ Sie hob ihren Kopf, schaute gegen die Decke und drehte ihn. „Er ist hier, sage ich euch. Er befindet sich in der Nähe, auch wenn ihr ihn nicht seht. Glaubt mir. Glaubt der Frau mit dem zweiten Gesicht.“ Sie wandte sich wieder direkt an Harold Winter. „Und sei dankbar, dass du einen Beschützer gefunden hast.“

„Pardon, wen oder was meinst du?“

Anita hob den linken Arm an und wies auf mich. „Ich meine ihn, mein Freund. Wie heißt du?“

„John Sinclair.“

Die Alte nickte. „Ein guter Name. Einer, vor dem auch ein Engel Respekt hat, das spüre ich.“ Sie räusperte sich und gab ihrem Schützling noch eine Warnung mit auf den Weg. „Hüte dich davor, ihn wegzuschicken. Es wäre ein Fehler.“

Winter hatte zugehört und die Frau nicht aus den Augen gelassen. Er schaute ihr nach, als sie davonging. Wenig später hatte sie den Wagen verlassen.

„Wie gesagt“, sprach Winter leise. „Sie ist eine Freundin meiner Mutter gewesen.“

„Und sehr besorgt“, meinte Glenda.

Er winkte ab. „Ach, das war sie schon immer. Anita ist die Frau mit der Kugel. Sie schaute hinein und entnimmt ihren Spiralen, Farben und Figuren, wie das Schicksal des Fragenden verlaufen wird. Das ist nichts Ungewöhnliches. Frauen wie Anita gibt es auf jedem Jahrmarkt und in jedem Zirkus.“

„Glauben Sie ihr denn?“, fragte Glenda.

„Nein.“

„In diesem Fall wäre ich skeptisch. Es könnte durchaus sein, dass Sie mit ihren Gefühlen Recht hat. Es gibt Menschen, die spüren, was in der Luft liegt. Das können positive und auch negative Gefühle sein. Nicht alle sind perfekt, einige wenige schon. Diese Erfahrung haben wir zumindest gemacht.“

„Dann muss ich mich jetzt auf Sie verlassen.“

Ich wiegte den Kopf. „Sie sollten die Warnung zumindest nicht einfach abtun.“

Harold Winter geriet ins Grübeln. Als er sprach, redete er gegen die Tischplatte. „Mal eine andere Frage. Wie geht es jetzt weiter? Was soll ich tun? Wie soll ich mich verhalten? Anita hat von einem Schutz gesprochen und Sie, Mr. Sinclair, damit gemeint. Ich möchte jetzt wissen, wie Sie darüber denken.“

„Ebenso.“

„Ach“, sagte er, und es klang überrascht. „Dann soll ich also unter Ihrem Schutz bleiben?“

„Wenn Sie einverstanden sind.“

Winter hob seinen gesunden Arm. Er winkelte ihn an und wischte mit dem Stoff des Hemdsärmels über seine Stirn. „Kann ich denn davon ausgehen, dass Sie hier im Zirkus bleiben?“

„Das können Sie!“

„Wie lange?“

„So lange wie nötig.“

Er lehnte sich zurück und lachte gegen die Decke. „Also das ist ein Hammer! Haben Sie sich da nicht zuviel vorgenommen? Wer weiß denn, was diese Person vorhat und wann sie wieder zurückkehrt?“

„Das müssen wir leider ihr überlassen, aber ich bin überzeugt, dass sie kommen wird.“

„Bestimmt noch in dieser Nacht“, fügte Glenda hinzu.

„Bravo“, erwiderte Harold Winter knirschend. „Sie machen mir wirklich Mut.“

„Ich werde ebenfalls bleiben.“

Er deutete eine leichte Verbeugung an. „Danke, Miss Perkins, dann kann mir ja nicht viel passieren. Ist einfach etwas Wunderbares. Aber ich denke, dass Anita übertrieben hat. Es kann auch sein, dass wir alle einer Halluzination erlegen sind. Es gibt doch auch Massensuggestionen oder nicht?“

„Doch, die sind möglich.“

Er schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. „Klasse, Miss Perkins. Da bedanke ich mich bei Ihnen, dass Sie mir Mut gemacht haben. Ich denke, dass wir alle einer Suggestion zum Opfer gefallen sind. Wir haben es uns eingebildet. Tatsächlich sieht die Welt ganz anders aus und auch völlig normal.“

Glenda zuckte mit den Schultern. „Wenn Sie das glauben, Mr. Winter, kann ich es nicht ändern. Aber gestatten Sie mir auch, dass ich anders darüber denke.“

„Bitte.“ Er wandte sich mir zu. „Und was ist mit Ihnen, Mr. Sinclair?“

„Müssen Sie das noch fragen?“

„Dann stehen Sie auf ihrer Seite?“

„Ja.“

Harold Winter wusste nicht mehr, was er noch sagen sollte. Stattdessen schaute er zwischen uns hindurch und hatte das Fenster in unserem Rücken im Visier. Es war ein völlig normaler Blick, vielleicht einer der Verlegenheit, aber er veränderte sich plötzlich, und das wurde von einem Kopfschütteln begleitet.

„Ist etwas nicht okay?“, fragte ich.

Winter zog die Augenbrauen zusammen. „Das kann ich nicht genau sagen, Mr. Sinclair.“

„Was ist denn?“

„Das Licht hinter dem Fenster.“

„Und?“

„Es ist so hell. Aber nicht strahlend. Komisch, wie ich finde.“ Er räusperte sich und schluckte einige Male.

Ich wollte mich schon auf der Bank umdrehen, als ich Glendas Stimme hörte. „Schau lieber nach vorn, John.“

Auch dort gab es Fenster. Zwei an der Zahl. Mit einem Blick erfasste ich beide und wusste augenblicklich, was Harold Winter mit seiner Bemerkung gemeint hatte.

Wenn er das ungewöhnliche Licht hinter meinem Rücken gesehen hatte, dann musste es den gesamten Wagen umschlossen haben. Denn mir gegenüber sah ich es ebenfalls wie einen starren Schein hinter den beiden Fenstern.

Es war unwahrscheinlich und nicht normal, denn schon auf den ersten Blick erkannte ich, dass dieses Licht anders war. Nicht nur heller, auch glänzender. Dieser Glanz strahlte etwas Überirdisches ab, als wäre er wirklich nicht von dieser Welt. Ich brauchte nicht lange zu überlegen, wo ich ihn schon gesehen hatte, und eine Antwort gab mir auch Glenda Perkins.

„Sie ist da, John! Sie hat ihr Versprechen eingelöst und ist wieder zurückgekehrt. Wahnsinn.“

Jetzt meldete sich der Direktor zu Wort. „Meinen Sie wirklich, dass es Emily ist?“

„Wer sonst?“, fragte ich.

„Und das Licht?“ Der Direktor bewegte sich auf seinem Platz. „Verdammt noch mal, das ist da vorn, das ist hinter mir, das ist dann überall, nicht?“

„Damit müssen wir rechnen“, erwiderte ich.

Mit einem Ruck stand er auf. Mit der Ruhe war es dahin. In seinem Gesicht malte sich Furcht ab. Er stemmte die Hände auf die Tischplatte wie es Anita getan hatte, und es war ihm anzusehen, dass er nach einem Ausweg suchte.



Glenda und ich saßen ebenfalls nicht mehr. Meine Assistentin hatte sich zwischen Tisch und Bank zur Seite geschoben, so dass sie jetzt frei stand. Sie ging einen Schritt in den Wagen hinein, noch einen zweiten und meldete mit etwas kratziger Stimme, dass auch hinter den anderen Fenstern dieser Glanz erschienen war.

„Sie hat uns in der Falle!“, stellte Harold Winter flüsternd fest, womit er nicht so ganz Unrecht hatte.

Auch ich hatte durch Glendas Weggehen freie Bahn bekommen. Ich lief an das mir am nächsten liegende Fenster und schaute nach draußen. Es war nicht mehr als ein Versuch, denn zu sehen war nichts. Ich hätte zumindest den nächsten Wagen sehen müssen, aber die Helligkeit war einfach zu stark. Sie ließ nichts anderes durch. Ich hätte ebenso gut in einen Spiegel schauen können, dessen Fläche aus reinem Licht bestand.

Glenda hatte sich ein Fenster an der gegenüberliegenden Seite vorgenommen. „John, ich kann nichts erkennen.“

„Ich auch nicht.“

Harold Winter stand neben dem Tisch und atmete schwer. Seine Angst war begreiflich. Der Wohnwagen war für ihn zu einer Falle geworden. „Verdammt noch mal, wir müssen hier raus. Hier... hier... kann uns alles passieren.“ Er lief auf die Mitteltür zu.

Glenda konnte den Mann nicht stoppen, das musste ich übernehmen. Ich trat ihm in den Weg, und er prallte gegen mich. Der Stoß warf ihn ein Stück zurück. Ich hörte seinen leisen Fluch. Er hatte sich verändert. Das Gesicht zeigte seine Gefühle. Er sah wild und zu allem entschlossen aus.

„Ich will hier weg!“, brüllte er mich an.

„Nein, nicht jetzt! Sie laufen in eine Falle, Winter! Verdammt, das müssen Sie begreifen!“

„Hier hänge ich fest!“, schrie er.

„Es ist noch nichts passiert, verflucht! Wir haben nur das Licht, verstehen Sie!“

„Aber es wird...“ Er verschluckte seine Worte und wollte mich überraschen. Winter startete durch. Er warf sich nach vorn. Dabei hatte er die Arme angehoben und wollte mich mit seinen Faustschlägen aus dem Weg räumen. Auf die verletzte Schulter nahm er dabei keine Rücksicht.

Bevor mich die Hände auch irgendwie streifen konnten, erwischte ihn meine Rechte. Sie bohrte sich in seine Magengrube. Ich hörte ihn aufstöhnen, dann wankte er zurück und fiel fast über seinen Schreibtisch hinweg. Im letzten Moment konnte er sich an der Kante festhalten und sich abstützen.

Sein Mund stand weit offen. Durch ihn atmete er schwer. Gierig saugte er immer wieder Luft ein. Er bewegte dabei die Augen. Seine

Zunge schlug über die Lippen hinweg nach draußen, und eine Hand hielt er gegen die getroffene Stelle gepresst.

„Verdammt, Sinclair, was haben Sie getan?“

„Es war nur zu Ihrer Sicherheit.“

„Scheiße war das. Hier kommen wir nicht weg!“ Er saugte wieder Luft ein. „Warum hilft uns denn keiner von außen? Warum holen Sie uns nicht weg...?“

Darauf wusste ich keine Antwort. Es war auch keine Zeit für Überlegungen, denn wieder war es Glenda Perkins, die mich auf die Veränderung aufmerksam machte.

„John, ich werde nicht verrückt, aber ich weiß, was ich sehe. Ich will es nur von dir bestätigt haben. Bitte, schau dir noch mal die Fenster an.“

Glenda verfiel nicht so leicht in Panik. Wenn sie mich warnte, dann hatte es einen Sinn.

Auf die Fenster hatte ich in den letzten Sekunden weniger geachtet. Jetzt schaute ich wieder zu einem hin. Es lag in der Nähe - und ich sah das Gesicht im Licht!

Ja, es war ein Gesicht!

Das Gesicht einer jungen Frau, die auch als Teenager hätte durchgehen können. So klar, so engelhaft, voller Unschuld, wenn man in die Augen schaute.

„Und jetzt weiter, John. Das nächste Fenster!“

Mein Blick glitt nach links.

Da war das Licht - und da war das Gesicht.

Ich konnte keinen Kommentar geben, denn Glenda zwang mich dazu, mich zu drehen.

Ich sah sie, aber ich nahm sie nicht wahr, denn mich interessierten die beiden Fenster hinter ihrem Rücken.

Auch sie waren mit Licht erfüllt. Aber das war nicht alles. Wie in den beiden zuerst gesehenen auch sah ich zwei Mal die Umrisse eines einzigen Gesichts.

Das Fazit war einfach und doch erschreckend.

Emily White gab es vier Mal!

Jemand wie Mirko fand keine Ruhe. Er war mit dem Zirkus verbunden und verwachsen. Sein ganzes Leben lang. Er hatte schon beim alten Winter gearbeitet, einem sehr strengen Menschen, für den nur die Leistung gezählt hatte. Dabei machte er auch keine Unterschiede, ob der Mitarbeiter nun Artist war oder Helfer. Bei ihm zählte das, was die Menschen für den Zirkus leisteten. Jeder musste auf seinem Fleck und bei seinem Job das Beste bringen.

Mirko war übernommen worden. Er kam mit dem neuen Boss ebenfalls gut zurecht, sogar so gut, dass die beiden ein Vertrauensverhältnis bekommen hatten.

Oft genug saßen sie zusammen und sprachen über die kleinen und großen Probleme im Zirkus. Mirko wusste aufgrund seines Alters manchen Rat, und er war es auch, der mit den Panthern zurechtkam.

Sie mochten ihn. Auch, weil er oft genug zusammen mit Harold Winter beim Training zugeschaut hatte. Er war für die Tiere verantwortlich. Er fütterte sie. Er sprach mit ihnen, und er hatte sie auch aus der Manege wieder in die Käfigwagen geholt.

Es war nicht viel passiert. Sein Boss hatte einige Kratzer abbekommen, die er bestimmt verschmerzen konnte. Mirko regte nur auf, dass überhaupt etwas passiert war. Dass es so weit hatte kommen können. Aber er war alt genug, um zu wissen, dass es Dinge im Leben gab, die er nicht beeinflussen konnte. Dazu musste man dann Schicksal sagen. So etwas lehrte eben das Leben.

Auch dagegen wehrte sich der Mann. Er nahm einfach nicht unbedingt als Schicksal, was in der Nacht geschehen war. Nicht als objektives Schicksal, wie er sich dachte. Für ihn war es ein subjektives, und er hatte ihm auch einen Namen gegeben.

Emily White!

Er kannte sie. Sie war jedem hier im Zirkus bekannt. Den älteren Mitarbeitern schon seit dem Babyalter. Über die Jahre machte er sich keinerlei Gedanken, nur über die Person selbst, die Mirko hier im Zirkus hatte aufwachsen sehen.

Er war ihr nie nahe gekommen. Er hatte sich von ihr fern gehalten. Mal ein kurzer Gruß, verbunden mit einem Lächeln, ein paar belanglose Worte, das war eigentlich alles gewesen.

Aber er hatte sie nicht aus den Augen gelassen und sie aus einer gewissen Ferne beobachtet. Er hatte ihr zugeschaut, er hatte erlebt, wie sie von Mrs. Winter zur Schule geschickt worden war und später Privatunterricht bei der Chefin erhalten hatte, und ihm war Emilys zirkusfremdes Verhalten und Wesen nicht entgangen.

Sie hatte sich für die realen Dinge, die um sie herum passierten, nicht interessiert. Auch Vorstellungen hatte sie kaum besucht. Hinter dem Zelt war sie auch nicht oft gewesen, sondern hatte stundenlang im Wohnwagen gesessen und in Büchern gelesen. Auch war sie mit den Gedanken nicht so recht bei der Sache gewesen. Immer wenn sie sich begegnet waren, hatte Mirko den Eindruck gehabt, als wäre sie mit ihren Gedanken ganz woanders. Vielleicht in fremden Welten, von denen sie träumte, und die sie so gern besucht hätte.

Später, da war sie schon im Teenager-Alter gewesen, hatte Mirko sie als noch geistesabwesender eingestuft. In einer Sommernacht war sie

mal draußen zwischen den Wagen gewesen. Ganz allein, und trotzdem hatte sie mit jemandem gesprochen und auch Antworten erhalten, das hatte er den folgenden Bemerkungen entnommen.

Mirko wollte sie nicht direkt als Spinnerin einstufen, aber seltsam war sie schon und ein wenig unheimlich. Wer sprach denn schon mit Wesen, die man nicht sah?

Und sie war auch öfter zu den Tieren gegangen. Es gab nur eine Gruppe, und das waren die Panther. Die meisten Mitarbeiter hielten sich von den Raubkatzen fern. Für Emily war dies kein Thema gewesen. Immer wieder war sie um die Tiere herumgestrichen, wenn sie sich unbeobachtet gewähnt hatte.

Aber Mirko war auf der Hut gewesen. Er hatte sie heimlich beobachtet und festgestellt, dass die Tiere vor ihr Respekt, wenn nicht sogar Angst hatten.

In seiner großen Sorge hatte er darüber mit Harold Winter gesprochen, der schon in jungen Jahren den Zirkus hatte übernehmen müssen. Aber Harry hatte es zu locker gesehen und gemeint, dass er Emily eventuell als Assistentin einsetzen konnte.

Soweit wollte Mirko nicht gehen. Er hatte nichts mehr gemeldet und sich auch nicht beschwert.

Dann war die Chefin gestorben. Von diesem Zeitpunkt an musste Emily allein zurechtkommen. Damit hatte sie ihre Probleme. Ihre Veränderung war radikal fortgeschritten. Jeder hatte es bemerkt. Für viele hatte sie den Tod der Frau innerlich nicht verkraften können und war deshalb in einen schon unheilbaren Zustand hineingerutscht.

Dem hatte sich auch Harold Winter nicht verschließen können. Er benötigte keine Zuträger, denn er hatte selbst Augen im Kopf. Emilys Reaktionen waren immer weniger nachvollziehbar geworden. Sie war manchmal durchgedreht. Sie hatte geschrien und von gewissen Heimsuchungen gesprochen. Sie wartete auch darauf, in den Himmel zu kommen, wo sich ihre Freunde befanden, und sie selbst sah sich als Engel an.

Immer öfter fiel dieser Begriff. Immer stärker veränderte sich der Mensch Emily. Sie nahm - so sagte sie selbst - das Aussehen eines Engels an und würde sehr bald in andere Regionen entschweben. Genau das brachte Unfrieden in den Zirkus.

Gebrauchen konnte das niemand.

Der junge Chef hatte reagiert. Für ihn war Emily White krank, und eine Krankheit musste behandelt werden. Deshalb hatte er dafür gesorgt, dass sie ins Hospital eingeliefert würde, wo man sich um sie kümmerte.

Alle waren zufrieden. Nur hätte keiner damit gerechnet, dass Emily so schnell zurückkehrte. Obwohl niemand mit Mirko darüber gesprochen hatte, ging er davon aus, dass diese Rückkehr nicht mit rechten Dingen

passiert war. Ein paar Tage nur, das brachte einfach nichts. Besonders keine Heilung. Und so machte er sich seine eigenen Gedanken darüber.

Sie war gesehen worden. Im Zelt war während der Vorstellung das Unglück passiert. Für Mirko stand fest, dass einzig und allein Emily die Schuld daran trug. Nur durch das Eingreifen zweier fremder Personen war der Chef noch am Leben. Die großen Katzen hätten ihn sonst zerrissen.

Doch Emily White gab es nicht mehr. Sie war weg. Verschwunden, abgetaucht. Hochgefahren zu ihren Engeln, wie immer man es auch sehen mochte.

Nicht so Mirko.

Er machte sich seine eigenen Gedanken und ging davon aus, dass Emily das Gelände nicht verlassen hatte. Es gab genügend finstere Stellen, die sie sich als Versteck aussuchen konnte, und es gab noch die Panther in ihren beiden langen Käfigwagen.

Oft genug war sie in deren Nähe gewesen. So nahm Mirko an, dass sie diese Absicht auch jetzt nicht unterdrückte, eben weil sie nicht ans Ziel gelangt war.

Auch Mirko kannte sich aus. Er wohnte nahe bei den Tieren. Viele wollten es nicht, weil sie der Geruch störte, aber Mirko machte es nichts aus.

Er lebte in einem kleinen einachsigen Wohnwagen, der schon ein antikes Alter aufwies. Das störte ihn nicht, denn diesen Wagen brauchte er mit keinem Kollegen zu teilen. Da hatte er alles, was er brauchte, sogar eine später eingebaute winzige Dusche, und eine chemische Toilette stand ihm ebenfalls zur Verfügung. Bett, Tisch, zwei Stühle, ein schmaler Schrank, mehr brauchte er nicht. Und natürlich eine Lampe unter der Decke und eine zweite Leuchte, die er an den oberen Rand des Schanks geklemmt hatte.

Mirko dachte auch an die beiden Fremden, mit denen er kurz gesprochen hatte. Sie waren ihm sympathisch gewesen. Sowohl der Mann als auch die Frau hatten auf ihn einen vertrauenerweckenden Eindruck gemacht. Sie spielten nicht falsch, und er war froh, sie im Wagen seines Chefs zu wissen.

Er blieb in seinem.

Mirko saß auf dem Bett. Es bildete praktisch den Abschluss und stand quer. Über ihm zeichnete sich das einzige Fenster des Wagens ab. An der Rückseite war es angebracht und mehr breit als hoch. Gewissermaßen ein breiter Schlitz, der eine gute Sicht nach draußen zuließ. Vor allen Dingen war der Winkel zu den beiden Raubtierwagen günstig. Zwar konnte Mirko bei seinen Beobachtungen nicht liegen, aber es reichte ihm, wenn er kniete.

Er tat das, was man im Bett niemals tun sollte. Er rauchte eine dünne Zigarre. Dass hin und wieder Asche auf das Bett fiel, machte ihm nichts aus. Es störte ihn auch nicht der Qualm, den er produzierte. In seinem Reich fühlte er sich auch so wohl.

Es war nicht ruhig, auch wenn es so aussah. Über dem Platz lag eine seltsame Spannung. Die konnte man nicht sehen, man musste schon eine Nase dafür haben, und die hatte Mirko.

Er beobachtete seine Kollegen, wenn er sie mal sah und sie zu ihren Wagen gingen. Die meisten von ihnen hatten nichts mehr zu tun, beim Finale waren nur die Hauptakteure dabei. Später musste noch abgeräumt und etwas verändert werden, dann würden sie wieder hervorkommen.

Sie bewegten sich anders. Sie gingen zwar normal, aber sie schauten sich öfter um, als wären sie dabei, nach jemand Ausschau zu halten. Was passiert war, hatte sich blitzartig herumgesprochen. Die ganze Wahrheit nicht, die kannten wohl nur wenige Personen, aber Gerüchte können manchmal schlimmer sein.

Mirko interessierte sich nur für Emily. Er suchte sie. Er wartete auf sie. Er hoffte, dass sie in seinen Sichtbereich geriet, damit er sie ansprechen oder auch nur verfolgen konnte.

Die Zeit verging, und sie zeigte sich nicht. Mirkos dünne Zigarre wurde immer kleiner, aber er war ein Mensch, der es gelernt hatte, Geduld zu haben, und so machte er sich wegen dieser Dinge keinen Kopf. Es würde etwas passieren, denn die Nacht war noch jung.

Emily war im Zelt aufgetaucht, doch niemand wusste, wohin sie verschwunden war. Sie war nicht wieder durch den offiziellen Eingang herausgekommen. Es gab sie praktisch nicht mehr. Sie war ein Phantom mit einem weiblichen Namen.

Plötzlich sah er sie!

So schnell, dass er sich selbst erschreckte und zusammenzuckte, wobei Asche von seiner dünnen Zigarre nach unten fiel, aber genau im Aschenbecher landete.

Er warf auch den Rest der Zigarre hinein, stellte den Blechtopf auf den Boden und brachte sein Gesicht wieder dicht an die Fensterscheibe.

Ja, sie war noch da!

Zwar hatte Emily ihren Standort gewechselt und hielt sich jetzt dicht neben einem Geländewagen auf, aber sie stand dabei den beiden Käfigwagen genau gegenüber.

Ihr Blick galt den Tieren. Das sah Mirko selbst in der Dunkelheit. Licht erreichte Emily nicht. Es schwebte über ihrem Kopf hinweg und wurde von der Dunkelheit verschluckt.

Mirko verließ das Bett. Es brachte ihn nicht weiter, wenn er darauf hocken blieb. Er musste etwas unternehmen, aber er durfte nicht eingreifen. Zumindest nicht sofort.

In seinem Wagen brauchte er kein Licht zu löschen. Er hatte im Dunkeln gegessen und sich dabei sehr wohl gefühlt. Jetzt aber waren andere Dinge wichtig.

Sehr vorsichtig öffnete er die Tür. Nur einen schmalen Spalt. Gerade so weit, dass er nach draußen schauen und auch noch Emily White sehen konnte.

Sie stand noch immer am gleichen Platz. Der Blick war nach wie vor auf die Käfigwagen gerichtet, hinter deren Gittern sich die Körper der Tiere abzeichneten. Ihr Fell war dunkel. Sie gingen wie lebende Schatten. Ihre Augen leuchteten in verschiedenen Farben, und wenn sie ihre Pfoten aufsetzten, war es kaum zu hören.

Mirko behielt auch seine vierbeinigen Freunde im Auge. Er kannte sie gut. Er wusste, wann sie nervös und wann sie ruhig waren. Manchmal kam es vor, dass der Boss nicht alle mit in die Manege nahm, weil einige von ihnen zu nervös waren.

Mirko gefielen die Tiere nicht. Ansonsten waren sie ruhiger. Er hatte ihnen zu fressen gegeben, und sie hätten eigentlich still sein müssen. Das waren sie jedoch nicht. Sie gingen hin und her, als wären sie dabei, sich zu belauern.

Manchmal sprangen sie auch an den Stäben hoch. Dann wehte ein leises Fauchen aus ihren offenen Schnauzen. Das gefiel Mirko überhaupt nicht. So unruhig hatte er sie selten nach einer Vorstellung erlebt, und er spürte den Schweiß auf den Handflächen. Ein Zeichen, dass er selbst auch erregt war.

Es würde etwas passieren. Es lag in der Luft.

Wieder der Blick zu Emily.

Sie sah aus wie immer. Sie liebte helle Kleidung. Darauf hatte sie auch in dieser Nacht nicht verzichten wollen, obwohl eine dunkle besser gewesen wäre.

Noch stand sie bewegungslos auf dem Fleck und beobachtete nur. Er konnte ihr Gesicht nicht erkennen, aber Mirko stellte sich vor, dass sie lächelte. Das hatte sie immer getan, wenn sie zu den Raubtieren gegangen war. Sie hatte gelächelt und mit ihnen auf ihre Art und Weise gespielt.

Plötzlich bewegte sie sich. Auch Mirko zuckte, aber er stieß die Tür nicht weiter auf, sondern blieb auf der Schwelle stehen. Das hatte seinen Grund.

Sie ging und ging doch nicht. Mirko sah es genau, weil er mit den Blicken den Weg ihrer Füße verfolgte. Eigentlich hätten sie über den Boden gleiten müssen. Bei diesem Belag hätte er auch etwas zu hören bekommen, doch nichts davon stimmte.

Sie ging lautlos.

Nein, sie schwebte!

Mirko drückte die Hand vor seinen Mund, um sich nicht durch ein Stöhnen zu verraten. Was er hier geboten bekam, war nicht mehr nachzuvollziehen. Das ging an die Grenzen des menschlichen Verstands. Aber hatte sie nicht immer von den Engeln geredet und gesponnen? Und dass sie wie ein Engel werden wollte?

Er ließ sie einige Meter schweben oder gehen und schob erst dann die Tür weiter auf. So konnte er auf ihren Rücken schauen. Da sie dort keine Augen hatte, waren sicher, dass sie ihn nicht wahrnahm.

Ihr Ziel waren die Käfigwagen. Wie hätte es auch anders sein können? Sie blieb etwa eine Körperlänge davor stehen, tat aber noch nichts Schlimmes, sondern schaute zunächst nach links und rechts und dann auch sehr plötzlich zurück.

Mirko sah sie trotzdem nicht. Er hatte die Tür blitzartig wieder zugezogen.

Tief atmete er durch. Der erste Kelch war an ihm vorbeigegangen, der zweite würde es auch, wenn er sich richtig verhielt. Dafür würde er schon sorgen.

Wieder schob er die Tür nach außen.

Emily war weg!

Zunächst glaubte Mirko, sich geirrt zu haben, aber es war keine Täuschung. Er sah nichts mehr. Weder vor den beiden Wagen noch seitlich davon.

War es nur ein kurzer Besuch gewesen? Nur ein schnelles Schauen, um sich dann wieder zurückzuziehen? Er wollte es nicht glauben. Für Mirko waren jetzt die Panther wichtig. Er beobachtete noch aus sicherer Entfernung ihr Verhalten und konnte nichts Ungewöhnliches feststellen. Die Besucherin hatte sie nervös gemacht. Wie immer gingen sie ihre Wege, nur wollte keines der Tiere schlafen. Genau das empfand Mirko als ungewöhnlich.

Nachdem er eine Weile gewartet hatte und keine Veränderung eingetreten war, schob er die Tür so weit auf, dass er den Wohnwagen bequem verlassen konnte.

Seine Schritte waren auf dem Boden zu hören, und genau das ärgerte ihn, ließ sich leider nicht vermeiden, auch wenn er schlich und sich dabei immer wieder umschaute. Er kam sich in dieser Haltung schon selbst wie ein Dieb in der Nacht vor.

Im Laufe der Zeit hatte Mirko zu den Panther so etwas wie eine Freundschaft entwickelt. Sie kannten ihn und begrüßten ihn stets auf eine gewisse Art und Weise. Schon bei einer gewissen Entfernung nahmen sie seine Witterung auf und freuten sich. Das jedenfalls glaubte Mirko immer. Er war jemand, der Tiere lieber mochte als die meisten Menschen. Sie waren seiner Meinung nach ehrlicher.



Bis auf diese Nacht. Das Verhalten hatte sich verändert. Und auch jetzt, da die Vorstellung gelaufen war und die Zuschauer sich auf den Heimweg gemacht hatten, gab es noch keine Ruhe bei ihnen im Käfigwagen.

Unruhig liefen sie hin und her. Er nahm ihr Fauchen und auch Knurren wahr. Überhaupt war es in der weiteren Umgebung recht still geworden. Die Stimmen der Mitarbeiter hielten sich zurück. Niemand stand mit einem zusammen. Man nahm keinen gemeinsamen Drink, es wurde nicht diskutiert. Das Geschehen während der Vorstellung hatte doch einen Schock hinterlassen. Im Zirkus passierte immer mal etwas. Im Leben war nichts ohne Risiko, und die Schau hier ging am nächsten Tag weiter. Wieder im ausverkauften Haus.

Mirko hatte seine Gangrichtung verändert. Er näherte sich den Wagen mehr von der Seite, um parallel an den Gittern entlang zu gehen. So hatte er auch noch einen Blick hinter die Wagen werfen können, ohne dort etwas zu sehen, das sein Misstrauen erregt hätte.

Die Spannung schlug ihm auf den Magen. Von dort her stieg etwas in seine Kehle, was bitter schmeckte. Er spie die gallige Flüssigkeit aus und suchte nach dem Licht und damit auch nach Emily.

Sie war nicht mehr da. Kein fremder Schein durchbrach die Dunkelheit. Auch über ihm malte sich nichts ab. Mirko hätte beruhigt sein können, er war es jedoch nicht. Das lag auch in den Raubkatzen begründet. Ihr Verhalten irritierte ihn immer stärker. Er war jetzt recht nahe an sie herangekommen. Sie zeigten eine Unruhe, die ihn erschreckte. An den Gittern im Innern strichen sie entlang. Ihre Pranken berührten das Metall, wenn sie sich mit leicht wütenden Schlägen freie Bahn verschaffen wollten. Dann sahen sie in diesem Gitter so etwas wie Feinde, und zwei von ihnen blieben plötzlich stehen, als auch Mirko nicht mehr weiterging.

Mensch und Tier schauten sich an. Sie standen sich dabei direkt gegenüber. Er sah die aufgerissenen Schnauzen, er sah auch ihre Augen, die in verschiedenen Farben leuchteten. Nicht nur hell. Es gab auch einen dunklen Schimmer.

Die Tiere sahen träge aus und schienen Mirko anzugähnen, doch dazu passte nicht das aggressiv klingende Fauchen, dass sie ihm entgegenschickten. Darin klang eine Bössartigkeit mit, die Mirko erschreckte.

Er hatte immer mit den Tieren gesprochen. Das kannte er vom Boss her. Auch der hatte gern geredet. Sie hatten sich an seine Stimme gewöhnen können. Nichts war ihnen fremd. Sie kannten jede seiner Bewegungen, und Mirko hoffte, auch einen Teil davon zu erreichen. Er hatte die Raubkatzen stets als Freunde angesehen. So war er auch immer

dicht an die Stangen herangetreten, was er sich jetzt nicht traute; er hielt einen gewissen Abstand.

Ihm strömte etwas entgegen, das er als Feindschaft definierte. Beide standen sie auf verschiedenen Seiten. Die Tiere waren nicht mehr seine Freunde. Nicht einmal seine Verbündeten. Es gab eine scharfe Trennlinie zwischen ihnen. Sie schlugen gegen die Stäbe. Sie knurrten. Es hörte sich gefährlich an. Die Zähne schimmerten wie gelbliche Dolche. Scharfe Krallen waren ausgefahren, und alle Tiere drängten sich an einer Stelle zusammen.

Mirko versuchte es mit Worten. Sie kannten seine Stimme. So hoffte er, sie beruhigen zu können. „Was habt ihr? Kennt ihr mich nicht? He, was ist los?“

Er erlebte keine Reaktion. Sie blieben bei ihrem Verhalten. Sie versuchten, ihre Pranken durch die Lücken zwischen den Stäben zu drücken, doch damit hatten sie keinen Erfolg.

Mirko strich über sein Haar. So hatte er die Panther noch nie zuvor erlebt. Normalerweise hätte er jetzt den Boss informieren müssen, damit er nach seinen Schützlingen schaute. Er wunderte sich sowieso darüber, dass Harold Winter noch nicht bei ihnen war. Es hätte eine logische Folge dessen sein müssen, was im Zirkus passiert war.

Oder fürchtete er sich, weil er mehr wusste? Kannte er das Geheimnis der jungen Emily? Wusste er vielleicht, dass sie stärker war als ein Mensch?

Die Tiere jedenfalls hatten sich noch nicht beruhigt. Sie würden auch weiterhin aggressiv bleiben, und Mirko malte sich schon das Schlimmste aus, was überhaupt passieren konnte. Eine Person wie Emily kannte sich hier aus. Es würde ihr leicht fallen, die Gittertüren der Wagen zu öffnen, um die großen Katzen freizulassen. Was dann passierte, darüber wollte Mirko erst gar nicht nachdenken. Aggressive Tiere in der Freiheit und zahlreiche Menschen in der Nähe, das konnte nur zu einem mörderischen Chaos führen.

Deshalb wollte er die Schlösser überprüfen. Es war durchaus möglich, dass man sie schon manipuliert hatte. Der letzte Gedanke hatte für einen noch größeren Schweißaustritt bei ihm gesorgt. Irgendwie fühlte er sich wie geduscht, nur klebte dabei kein Unterzeug an seinem Körper wie jetzt.

Er ging etwas zurück, sprach beruhigend auf die Tiere ein, flüsterte dabei, und erlebte, dass es keinen Sinn hatte. Die Panther ließen sich nicht von ihm beeindrucken.

Und dann war das Licht wieder da!

Es geschah nicht schnell, sogar sehr sanft. Wie genau berechnet. Im ersten Moment war Mirko irritiert, weil er nicht wusste, aus welcher Richtung ihn der Schein erreichte. Auf dem Boden malte sich der helle

Fleck ab, der nicht stillstand und sich bewegte, dabei allerdings nicht zuckte, sondern sehr weich floss und auch an Intensität zunahm.

Sie kam.

Nein, sie war schon da!

Sie stand in der Luft.

Emily strahlte, und sie schwebte dabei über den Dächern der Wagen und zugleich in der Nähe des vorderen Randes.

Mirko konnte nicht mehr denken. Alles an und in ihm wurde von diesem irren Schauer erfasst, der sich wie eine Zwinge um ihn gelegt hatte. Es war der blanke Wahnsinn. Es war verrückt und einfach nicht zu erklären, aber es war auch die reine Wahrheit.

Er gehörte zu den abergläubischen Menschen, die sich oft bekreuzigten, wenn sie etwas sahen, das rational nicht zu erklären war. Hier schlug er das Kreuzzeichen voller Inbrunst und flüsterte dabei noch Worte, die er selbst nicht verstand.

Im nächsten Augenblick sank die Lichtgestalt langsam dem Boden entgegen...

Mirko stand da und konnte einfach nichts tun. Ihm blieb fast das Herz stehen. Das Phänomen des schwebenden Menschen hatte ihm einen Schock versetzt. In den Augen brannte es. Der Mund war trocken geworden, und immer wieder schoss ihm der Begriff Engel durch den Kopf. Natürlich erinnerte er sich daran, dass Emily davon gesprochen hatte, zu einem Engel zu werden oder ein Engel zu sein. Es war darüber gelacht und gelächelt worden. Niemand hatte daran geglaubt, auch er nicht. Schließ lich war sie nicht grundlos in die Klinik gesteckt worden.

Alles verkehrt. Alle hatten sich geirrt. Es gab Emily als Engel. Sie war dieses Wunder, das sich niemand erklären konnte. Einmal Mensch, einmal Engel. Oder vielleicht sogar beides zusammen.

Emily erreichte den Boden. Lautlos setzte sie auf, und noch immer war sie von einem Schein umgeben, der seine Ursache nicht außen hatte, sondern aus dem Innern kam. Ja, ein Leuchten von innen. Mehr Seele als Körper.

Mirko hatte seine Gedanken ausgeschaltet. Er wollte an nichts mehr denken. Er konnte es auch nicht. Es war alles anders geworden in seinem Leben. Viele hier glaubten an Geister, in welcher Form auch immer. Er hatte sich nie so direkt davon anstecken lassen, doch nun war seine Meinung schwankend geworden.

Emily stand jetzt vor ihm, doch er hatte nicht gehört, dass sie gelandet war. Bei ihr war alles lautlos und geheimnisvoll passiert, und auch jetzt sagte sie kein Wort.

Nur eines fiel ihm auf.

Es war so unnatürlich still geworden. Er hätte die Tiere hören müssen, aber hinter seinem Rücken bewegte sich keine einzige Katze. Die

Panther schienen von einem Augenblick zum anderen eingeschlafen zu sein. Möglicherweise lagen sie betäubt auf dem Boden und rührten sich nicht mehr. Er traute sich auch nicht, den Kopf zu drehen. Jede seiner Bewegungen konnte falsch aufgefasst werden.

Emily sprach ihn an. Es war völlig normal. In dieser Lage allerdings schrak er zusammen, als sie ihm zuflüsterte: „Kennst du mich noch, Mirko?“

Sie erwartete eine Antwort. Die gab er ihr auch, aber sie bestand nur aus einem Nicken, denn sprechen konnte er nicht, weil ihm der Hals einfach zusaß.

„Ich bin wieder da! Ich lasse mich nicht abschieben, Mirko. Niemand sperrt mich ein, hörst du? Man kann keine Engel einsperren. Das ist nicht möglich. Wir sind anders. Wir lassen so etwas auf keinen Fall zu, das sollte man sich immer merken. Wir lassen uns auch nicht mit den Menschen vergleichen, und dabei wollen wir den Menschen nichts Böses. Wir lieben sie, auch ich liebe sie, aber die Menschen haben mich nicht geliebt, und das ist schlimm für sie.“

Mirko hatte jedes Wort gehört, aber kaum etwas verstanden. Dann wunderte er sich über sich selbst, dass es ihm trotz allem gelang, eine Frage zu stellen.

„Bist du wirklich ein Engel?“

Sie lächelte. Und dieses Lächeln sah schon überirdisch aus. Dann fragte sie: „Was denkst du?“

„Ich weiß nicht. Ich weiß es wirklich nicht. Engel sehen anders aus für mich. Engel haben Flügel... glaube ich. Aber bei dir sehe ich keine. Du bist kein richtiger Engel - oder?“

Sie schüttelte den Kopf. „Engel müssen nicht immer Flügel haben. Es gibt verschiedene. Zahlreiche Unterscheidungen. Es gibt Legionen in den anderen Sphären. Mir gelang ein Blick dorthin, und es war einfach wunderbar. Aber ein richtiger Engel bin ich nicht, noch nicht. Da hast du schon Recht. Aber ich bin auf dem besten Weg, einer zu werden, und verlange schon jetzt den Respekt der Menschen. Den habe ich leider nicht so bekommen, wie ich es mir vorstellte, und deshalb muss auch ein Engel die Konsequenzen ziehen. Verstehst du?“

„Nicht direkt. Was willst du denn?“

„Abrechnen mit denen, die mir Böses getan haben. Du weißt genau, wer dazugehört, denn du bist ein Vertrauter desjenigen.“

Mirko, der sich in den vergangenen Sekunden wieder gefangen hatte, merkte sehr deutlich, wie ihm das Blut in den Kopf stieg. Auch der Herzschlag beschleunigte sich. Emily hatte keinen Namen erwähnt, aber mit dem Vertrauten konnte sie nur den Chef des Zirkusses gemeint haben. „Ich habe damit nichts zu tun!“, verteidigte er sich lahm.

„Ach ja?“

„Nein, ich...“

„Aber er hat mit dir über mich gesprochen - oder?“

Er senkte den Kopf.

„Schau mich an!“

Mirko folgte dem Befehl und blickte in die Höhe. „Hat er darüber mit dir gesprochen oder nicht?“

Der Mann rieb seine schweißfeuchten Hände an der Kleidung ab. „Ja, das hat er“, gab er zu.

„Danke, dass du ehrlich bist. Ich habe nur den Test gemacht.“

„Aber ich konnte nichts tun!“, flüsterte er heftig. „Es war unmöglich. Ich bin nicht der Boss. Das ist ein anderer. Du musst mir glauben, Emily.“

„Das weiß ich doch“, gab sie leise zu. „Ich weiß alles über euch. Ich war nicht so dumm. Ich hatte meine Augen überall. Nach dem Tod der wunderbaren Chefin erlebte ich, wie ihr wirklich zu mir gestanden habt. Ihr wolltet mich nicht. Ich war für euch der letzte Dreck. Jeder von euch war froh, dass ich nicht mehr bei euch war. Doch nun bin ich zurückgekommen. Zu spät für eure Reue, Mirko. Nichts geht mehr. Gar nichts, das schwöre dich dir. Ihr habt alle eure Chance gehabt, und ihr habt sie verpasst.“

„Was ist zu spät?“

„Ich werde mich rächen. Ich muss es tun. Schon allein, um vor mir bestehen zu können. Niemand schickt einen Engel in die Hölle, und was ich erlebt habe, das war die Hölle. Eingesperrt hinter dicken Mauern. Man konnte dort kaum atmen. Man sah das Elend, aber dazu bin ich nicht geboren. Und ich bin auf meinem Weg weitergegangen, das kann ich dir schwören. Es ist vorbei...“

Mirko wusste nicht, was er unternehmen sollte. Jedes Wort konnte falsch sein, auch jede Bewegung. Deshalb blieb er wie angewachsen auf der Stelle stehen. Trotzdem zitterte er innerlich. Das Blut stieg ihm in den Kopf. Er spürte den Druck hinter den Augen. Er merkte, wie sich in seinem Hals einiges zuzog, und der Herzschlag wollte sich auch nicht beruhigen.

Es war ihm auch nicht möglich, den Kopf zu senken, und so schaute er Emily auch weiter an. Sie hatte sich nicht verändert. Sie sah aus wie immer. Aber sie war heller geworden. In ihr musste es eine Quelle geben, die auch nach außen strahlte. Es war ein Licht, doch es war nicht das Licht einer normalen Lampe. Es hatte keinen gelben Schein, dafür eine Helligkeit, die ihm unnatürlich vorkam. Ein derartiges Licht hatte Mirko in der normalen Welt noch nicht gesehen. Es ließ auch die Konturen zwischen der hellen Anstandskleidung verwischen, so dass Jacke und Hose aussahen wie ein Kleidungsstück aus einem Guss.

„Sei froh, dass du mich nicht belogen hast“, flüsterte sie ihm noch zu.  
„Sei nur froh...“

„Wieso? Was...“

„Du wirst schon sehen...“

Sie brauchte nichts mehr zu sagen, sie handelte. Und Mirko erlebte jetzt die Kraft, die weit über die eines Menschen hinausging. Es war für ihn nicht mehr nachvollziehbar. Es gab die Person vor ihm, aber sie war anders als noch vor wenigen Sekunden. Das Licht floss aus ihrem Innern hervor, und es besaß eine wahnsinnige Kraft. So hell, so grell und übernatürlich explodierte es vor seinen Augen. Zugleich spürte er darin das Brennen, als sollten die Augen tief in die Höhlen hineingestoßen werden. Brutal bis in den Hinterkopf gedrückt, dabei begleitet von den Spitzen zweier Messer.

Er taumelte zurück. Plötzlich fehlte ihm die Kraft, auf den Beinen zu bleiben. Mirko hatte seinen Mund weit aufgerissen. Er glaubte zu schreien, tatsächlich strömte nur ein Röcheln aus seiner Kehle. Er hatte das Gefühl, durchdrehen zu müssen. Das Brennen in seinem Gesicht blieb, und es konzentrierte sich einzig und allein auf seine Augen. Im Gesicht selbst war es weniger stark, obwohl er auch da das Gefühl hatte, ihm zöge man die Haut in Streifen weg.

Mirko fand nicht mehr die Kraft, auf den Beinen zu bleiben. Er fiel nach vorn und prallte mit den Knien zuerst auf. Er spürte den Schmerz dort auch, aber er ignorierte ihn.

Das Brennen blieb. Er wusste nicht, ob Tränen aus seinen Augen schossen, er hatte sie weit geöffnet, er hätte auch etwas sehen müssen, zumindest Umrisse, aber die waren ebenfalls nicht mehr vorhanden.

Er sah nichts mehr, gar nichts. Nichts Helles, nicht das gleißende Licht.

Dafür erlebte er die Dunkelheit. Finsternis wie sie schlimmer nicht sein konnte. Schwarz wie das All. Ohne Lichter. Ohne nur ein leichtes Schimmern.

Er jammerte. Er war gedemütigt. Er fühlte sich als Ausgestoßener. Er kniete auf dem Boden. Er hatte den Körper nach vorn gedrückt, und er hörte noch einmal die Stimme.

„Sei trotzdem dankbar, Mirko. Anderen ergeht es schlechter. Du bist der Anfang gewesen.“

Mirko war nicht in der Lage, eine Antwort zu geben. Er fühlte sich gefangen und wie in einen Käfig gesteckt, vor dem er wie ein Verlorener kniete.

Er wusste auch, dass etwas mit ihm geschehen war. Er konnte es sogar präzisieren, und doch hütete er sich davor, den Gedanken weiter zu verfolgen oder auszusprechen. Es war einfach zu schlimm und zu

grauenhaft. Ein verfluchter Albtraum, der in seinem Innern tobte und ihn nicht aus den Klauen ließ.

Aus den Augen rannen Tränen. Sie brannten wie heißes Wasser auf seiner Haut. Er hatte die Augen geöffnet, dass er den Boden trotzdem nicht sah, das lag nicht an den Tränen, sondern an seinem Zustand, dem er sich auch stellte.

Ich bin blind! schrie es in ihm. Ich bin geblendet worden! Ein Engel hat mich durch sein Licht geblendet!

So etwas konnte man nur alpträumen. Das war nicht wirklich. Das durfte es nicht sein. Und doch entsprach es den Tatsachen. Er hielt die Augen nicht geschlossen, trotzdem konnte er die Welt, in der er sich so wohl gefühlt hatte, nicht sehen. Nicht einmal der dünnste Umriss geriet in sein Blickfeld.

Aus der knienden Haltung hervor kippte Mirko nach rechts und fiel auf die Seite. Ein schwerer Aufprall, den er aber kaum merkte. Er blieb so liegen und zog beide Beine an, um eine Schutzhaltung zu erreichen, wie sie auch der Embryo im Mutterleib annahm.

Er weinte. Der Körper zuckte dabei. In seinen Ohren hatte sich ein Druck ausgebreitet, aber er war in der Lage, trotzdem alles zu hören, was um ihn herum vorging.

Es waren keine Tritte. Niemand näherte sich ihm. Dennoch verstand er etwas.

Ein Geräusch, das ihm zunächst ungewöhnlich vorkam, sich wenig später aber konkretisierte. Ein heller Laut, als hätte jemand gegen Metall geschlagen. Auch mit einem kleinen Echo verbunden.

Das Echo klang aus...

Es wurde wieder ruhig.

Mirko blieb trotzdem liegen. Er fand einfach nicht die Kraft, sich zu erheben und durch die Dunkelheit zu laufen, die ihn von nun an bis an sein Lebensende begleiten würde.

Blind sein!

Blind bis zum Tod!

Die schrecklichen Gedanken in seinem Kopf glichen schon den Schreien nach Hilfe. Die aber würde er nicht bekommen. Hier war alles anders. Hier war das Leben so schrecklich und grausam geworden und einfach nicht mehr lebenswert.

Das waren genau die Augenblicke, in denen er sich den Tod herbeisehnte. So tief war er als Mensch bereits gesunken, dass ihm der Tod als eine Erlösung vorkam. Nur brachte er es nicht fertig, sich selbst das Leben zu nehmen.

Sein Weinen verstummte. Irgendwie hatte er keine Tränen mehr. Die große Dunkelheit brauchte nicht mehr über ihn zu kommen, sie war schon längst da.

Und es veränderte sich etwas in seiner nahen Umgebung. Nicht zu sehen, aber zu hören.

Er vernahm ein bestimmtes Geräusch. Jemand tappte über den Boden hinweg.

Ein Mensch war das nicht...

Er war blind, aber er konnte denken, und er erinnerte sich an das Geräusch, das er vor kurzem noch gehört hatte. Es war ihm nicht unbekannt gewesen.

So metallisch.

Metall kratzte über Metall.

Fuhr gegen ein Gitter.

Seine Gedanken stoppten, denn er nahm einen bestimmten Geruch wahr. Auch der war ihm bekannt.

So rochen Panther...

Doch die befanden sich eingeschlossen in den Käfigen. Zumindest hätten sie sich dort befinden müssen.

Nicht mehr, denn der Geruch nahm an Intensität zu. Das Tier kam näher. Er hörte das Kratzen der Pfoten, und wenig später fuhr etwas Raues wie ein feuchter Lappen über sein Gesicht hinweg.

Die Zunge einer Raubkatze...

Mirko wusste Bescheid. Da er nicht selbst im Käfig lag, gab es nur diese eine Lösung.

Jemand hatte die Tiere freigelassen...

Das Gesicht sahen wir vier Mal!

Es war unwahrscheinlich und kaum zu fassen. Auch jetzt, Sekunden später, hatte sich an diesem Bild nichts verändert.

Vier Fenster, vier Gesichter!

Glenda Perkins holte tief Luft. Sie drehte sich auf der Stelle, um jedes Gesicht einzeln zu sehen. Ich sah, dass sie eine Gänsehaut bekommen hatte. Die Lippen zitterten, aber sie brachte kein Wort hervor.

Ebenso erging es Harold Winter. Das Licht strahlte durch die Fenster in den Wagen hinein. Es veränderte auch unsere Gesichter und ließ sie totenblass wirken.

Mir rieselte es kalt den Rücken hinab. Ich glaubte, einen Kloß in meiner Kehle zu haben. Über meinen Rücken lief ein kalter Schweißtropfen, und als ich nach meinem Kreuz fasste, da hatte es sich nicht einmal erwärmt. Es nahm dieses Licht nicht als Gefahr auf, und trotzdem war sie eine, zumindest für uns.

Harold Winter fand als erster die Sprache wieder. „Sie ist zurückgekehrt, sie ist wieder da.“ Jedes Wort drang hastig über seine Lippen. „Sie wird nicht verschwinden, auch wenn ich es mir wünsche.



Auch wenn ich ihr Abbitte leiste. Sie ist da, nicht?“ Er drehte sich. Schaute zuerst Glenda an, danach mich.

Wir nickten.

Tief saugte er die Luft ein. Seine Kiefer bewegten sich, doch er war nicht in der Lage, einen Kommentar abzugeben.

Ich hatte meine Hand wieder vom Kreuz gelöst. Es war schon so etwas wie ein Phänomen. Wir fühlten uns von einer magischen Kraft bedroht, auf die unser Kreuz nicht reagierte. Das musste ich mir erst mal durch den Kopf gehen lassen. Es war verrückt, und ich hatte so etwas noch nie erlebt, aber es kam der Wahrheit so verdammt nahe.

Wichtig war jetzt, dass der Direktor nicht durchdrehte und die Nerven behielt. Deshalb winkte ich Glenda zu mir, die mich nur starr anschaute.

„Gib du etwas auf ihn Acht.“

„Okay. Was machst du?“

„Ich kümmere mich um die Erscheinungen. Sorge bitte dafür, dass er den Wagen nicht verlässt.“ „Schon gut.“

Ich wollte schon zur Seite gehen, da hielt sie mich fest. „John, was ist mit dem Kreuz?“

„Nichts.“

„Bitte?“

„Es reagiert nicht.“

Glenda verdrehte die Augen. „Aber sie ist doch...“

„Nein, Glenda, sie ist nicht. Oder nur halb. Oder beides in einem. Ich kenne ihre Gedanken auch nicht.“

„Dann weißt du auch nicht, wie wir sie stoppen können?“

„Frag lieber nicht.“

Vier Gesichter an vier Scheiben. Jedes Gesicht glich dem anderen aufs Haar. Da war nichts Fremdes zu sehen. Es gab keine Abweichungen. Schon jetzt stellte ich mir die Frage, ob ich hier einem Engel mit vier Gesichtern gegenüber stand.

Ein Vierling?

Ich nahm mir das nächstliegende Fenster vor und trat dicht heran.

Dahinter schimmerte das Gesicht. Es war nicht zu erkennen, ob es die Scheibe berührte oder ob es noch einen Zwischenraum gab. Das war auch nicht wichtig. Ich wollte nur herausfinden, ob die Gesichter auch reagierten.

Wir schauten uns in die Augen. Ich war dazu etwas in die Knie gegangen, um die gleiche Höhe zu haben. In den Augen konnte ich nichts Fremdes entdecken. Der gleiche klare Blick. Keine Falschheit. Kein dämonischer Ausdruck. So rein, so klar, und doch musste dahinter etwas Teuflisches liegen.

Ich versuchte, einen Kontakt aufzunehmen. Zuerst ein Lächeln, aber es erfolgte keine Reaktion. Der Blick blieb weiterhin starr. Immer mehr

wuchs in mir die Überzeugung, dass ich es bei diesem Gesicht möglicherweise mit einem Hologramm zu tun hatte, das auf irgendeine magische Art und Weise entstanden war.

Emily White selbst hatte sich als Engel bezeichnet. Ich fand noch andere Ausdrücke. Für mich war sie so etwas wie ein Todes- oder ein Racheengel.

Zum Spaß hatte sie sich nicht in diesen Zustand versetzt. Da steckte schon mehr dahinter. Wahrscheinlich hätte sie den Direktor schon längst getötet, wären wir nicht bei ihm gewesen.

Hinter mir hörte ich die leise Unterhaltung zwischen Glenda Perkins und Harold Winter. Sie redeten so flüsternd, dass ich nicht in der Lage war, auch nur ein Wort zu verstehen. Aber ich konnte die Furcht heraushören, die in den Worten des Mannes mitschwang.

Langsam trat ich zurück. Die anderen Fenster schenkte ich mir und machte mich auf den Weg zur Tür. Ich musste an den beiden anderen vorbei, die ihre Unterhaltung unterbrachen.

Glenda hatte es geschafft und Winter wieder auf den Rand der Sitzbank gedrückt. Sie selbst stand. Er schaute zu ihr hoch. Auf seinem Gesicht malten sich die Schweißtropfen ab, als wären sie mit Pinselstrichen aufgesetzt worden. In seinem Blick leuchtete die Angst. Nichts war mehr von dem mutigen Dompteur zurückgeblieben. Er war in diesen Momenten nicht mal Herr über sich selbst.

Glenda wusste, was ich vorhatte. Trotzdem fragte sie. „Du willst raus, John?“

„Was soll ich sonst tun? Es muss eine Lösung geben. Egal, wie wir zu Emily stehen, es darf ihr auf keinen Fall gelingen, uns zu ihren Geiseln zu machen.“

„Dann warte ich.“

Auch Winter hatte uns gehört. Mit einer blitzschnellen Bewegung stand er auf. Ich sah, dass er etwas sagen wollte, aber ich ließ ihn nicht zu Wort kommen. „Was immer Ihnen auch durch den Kopf gehen mag, Mr. Winter, behalten Sie es bitte für sich. Es gibt Dinge, die können Sie nicht beeinflussen.“

„Ja, aber...“

„Kein Aber, Mr. Winter. Es ist mein Job, verstehen Sie?“

Erst als Glenda ihm eine Hand auf die Schulter legte, nahm er wieder seinen Platz ein.

Ich zwinkerte ihr noch kurz zu und drehte mich herum. Die Gesichter hinter den Fenstern waren geblieben. Als ich mich durch die schmale Stelle in der Mitte des Wohnwagens drückte, da fragte ich mich, was mich draußen erwartete.

Licht und Gesichter!

Aber das Licht musste den gesamten Wagen umspannen wie eine mächtige Glocke. Wenn das so war, dann hatte sich Emily White in eine strahlende Person verwandelt.

Auch im vorderen Teil des Wohnmobils gab es Fenster. Dort entdeckte ich keine Gesichter hinter den Scheiben. Auch das Licht war dort so gut wie nicht vorhanden. Es zeigte sich nur als schwacher Schein.

Klar, es war ein Wagnis, den Wagen zu verlassen. Deshalb blieb ich auch noch vor der Tür stehen und atmete zunächst tief durch. Im Kopf spürte ich das Hämmern, und ich merkte auch den leichten Druck im Magen, der immer dann auftrat, wenn ich kurz vor einer entscheidenden Situation stand.

Die Türklinke bestand aus leichtem Metall. Ich drückte sie behutsam nach unten.

Ein kurzer Ruck, und die Tür schwang nach außen!

Das Licht war da. Es lag rechts von mir. Ich drehte den Kopf in diese Richtung. Für mich sah es aus wie ein großes und feingesponnenes Netz, das sich aus der Dunkelheit gelöst hatte und nun über dem Wohnmobil lag. Aber nur über ihm und nicht über den anderen Gebieten in der Nähe.

Wo steckte Emily?

Sie war weder rechts, ich sah sie auch nicht an der linken Seite. Mit einem etwas längeren Schritt verließ ich das Fahrzeug und drückte die Tür wieder zu. Glenda und auch Winter würden dort bleiben. So hatte ich keine Probleme mit ihnen und konnte mich voll und ganz um Emily kümmern.

Nicht nur sie war wichtig. Es gab auch noch andere Dinge, die mir auffielen. Der Platz, auf dem hier alles stand, kam mir wie ausgestorben und von allen Menschen verlassen vor. Die Wagen standen noch auf den gleichen Plätzen. Nicht weit entfernt hob sich der mächtige Schatten des Zeltes ab. Jetzt, wo so gut wie kein Licht mehr leuchtete, da erinnerte mich das Zelt an eine gewaltige Woge, die aus dem Meer gestiegen, dann erstarrt und nicht mehr zurück ins Wasser gefallen war.

Ein paar Lampen schaukelten am Zelt im Wind. Es war nicht mehr als eine Notbeleuchtung.

Die Mitarbeiter hatten sich regelrecht verkrochen. Es war keiner mehr unterwegs. Ich sah die Eingänge der künstlichen Gassen, und ich war froh, allein zu sein. Wären irgendwelche Menschen in der Nähe gewesen, hätte ich Angst um sie haben müssen. So aber konnte ich die Dinge etwas lockerer angehen.

So weit wie möglich drehte ich mich nach rechts und schielte dann hoch zum Himmel. Zwangsläufig nahm ich einen großen Ausschnitt

wahr, aber mich interessierte nicht seine nächtliche Schönheit, sondern die Quelle, die das Licht absonderte.

Und die war nicht weit entfernt. Meine Theorie, die ich im Wagen gesponnen hatte, verdichtete sich nun.

Über dem Fahrzeug schwebte tatsächlich eine Lichtglocke. Sie bildete so etwas wie einen Trichter, der seine dünnste Stelle weit oben hatte und das breite Licht nach unten strahlte, wobei es sich auf ein einziges Ziel konzentrierte.

In der Quelle stand sie.

Emily war die Lichtgestalt, die über dem Wagen schwebte. Eine Person, die halb Engel und halb Mensch war. Die ich nicht richtig einschätzen konnte, die mich nicht als Feindin sah.

„Da bist du ja wieder, John...“

„Freust du dich?“

„Ja.“

Es hatte ehrlich geklungen. Sie schwebte als Geist über dem Wagen, der alle beherrschte. Sie war es, die hier kontrollierte, und die Helligkeit bildete ein gewaltiges Gewand.

Ich stellte eine weitere Frage. „Hast du dein Ziel jetzt erreicht? Bist du zu einem Engel geworden?“

„Noch nicht ganz. Wäre ich das, würde ich mich dir nicht so zeigen. Ich bin auf dem Weg dazu. Aber erst, wenn ich alle Probleme hier auf der Erde gelöst habe, entschwebe ich in die anderen Sphären und werde dich von dort beobachten. Ich freue mich, dass es Menschen gibt wie dich. Irgendwie fühle ich mich dir verwandt, John. Wir hätten sogar Freunde werden können, denn du besitzt etwas, das schon einmalig und noch mehr ist.“

„Vertraust du dem Kreuz?“

„Ja, das tue ich.“

„Dann würde ich an deiner Stelle mein Vorhaben ändern. Rache ist nicht gut, und Rache kann niemals gut sein. Das müsstest du als Engel doch wissen.“

„Lass es gut sein, John. Engel sind anders. Engel haben ebenfalls ihre Aufgaben zu erledigen. Nicht hier, sondern woanders. Ich bin kein Engel, ich fühle noch als Mensch. Und ich weiß, was mir Menschen angetan haben.“

„Dann willst du dich an Harold Winter rächen?“, fragte ich mit halblauter Stimme.

„Ja, das hatte ich vor.“

„Tut mir leid, doch das kann ich nicht zulassen. Ich bin dagegen, dass Menschen getötet werden.“

„Das weiß ich. Das musst du auch. Und ich nehme es einfach hin.“

„Sehr schön. Warum hörst du dann nicht auf? Lebe dein Leben oder gehe deiner Existenz nach, aber versuche nicht, dich in eine Rächerin zu verwandeln. Rache ist nie gut. Für jemand wie dich erst recht nicht. Du musst dich erst noch finden. Ich weiß nicht, woher du kommst. Du hast vier Gesichter und...“

Sie ließ mich nicht weitersprechen. „Es sind die vier wichtigen Dinge im Leben.“

„Welche meinst du? Es gibt einige. Die vier Eigenschaften, die Himmelsrichtungen, die Temperamente, die Elemente...“

„Nimm die letzte Möglichkeit.“

„Elemente?“

„Ja, wenn du willst.“

„Also Feuer, Luft, Wasser und Erde.“

„Genau.“

„Und warum gerade die?“, fragte ich.

„Sie bestimmen das Leben. Ohne sie gäbe es nichts auf der Erde. Auch die Menschen hätten sich nicht so entwickeln können, und überhaupt das gesamte All.“

Ich zuckte mit den Schultern. „Da hast du Recht. Aber niemand sollte mit den Elementen spielen, auch du nicht.“

„Ich meinte es nur als Symbol und als eine Erinnerung an meine Vergangenheit.“

„Oh!“, wunderte ich mich. „Gibt es bei dir eine Vergangenheit?“

„Eine sehr interessante sogar.“

Da hatte sie nicht Unrecht. Auch ich hatte mich schon gefragt, woher sie wohl stammte. Und auch, wer ihre Eltern waren. Für mich war es wichtig, sie von ihrem eigentlichen Vorhaben abzulenken. Je länger es zwischen uns dauerte, umso mehr stiegen Harold Winters Chancen. Das hoffte ich.

„Ich würde sie gern hören!“

Emily ließ sich Zeit. Auch jetzt schwebte sie wie ein Dia in der Luft. Oder eben wie das Hologramm. Sie war in diesen Momenten die Königin, die alles beherrschte. Ich war mir sicher, dass ich sie nicht als einziger Zeuge gesehen hatte. Für die anderen Menschen musste ihr Erscheinen ein so großer Schock gewesen sein, dass sie sich fluchtartig in ihre Wagen zurückgezogen hatten.

Es gab nichts Farbliches mehr an ihr. Das Licht und ihr Körper gingen irgendwie ineinander über. Weiß in Weiß - Ton in Ton, so sah sie aus.

Ich kam wieder auf das Thema zurück. Etwas drängte in mir, die ganze Wahrheit zu erfahren. „Warum ist die Zahl vier für dich so wichtig? Doch nicht nur wegen der Elemente. Das klingt mir doch zu sehr nach einer Ausrede.“

Sie hielt dagegen. „Ich habe die tiefere Bedeutung erst später kennen gelernt. Aber ich will dich nicht im Unklaren darüber lassen, warum die Zahl Vier ausgerechnet so wichtig für mich ist. Ich wäre nicht allein, wenn alles so verlaufen wäre, wie es das Schicksal gewollt hätte. Meine Mutter, die ich nicht kenne, gebar nicht nur ein Kind, sondern gleich vier auf einmal.“

„Echte Vierlinge?“, flüsterte ich.

„Ja, wir waren vier.“

„Wo sind deine Schwestern und Brüder?“

„Es gab nur Schwestern. Vier Mädchen, vier wunderschöne kleine Kinder. Nur ich überlebte, die anderen starben und wurden begraben. Meine Mutter konnte nichts tun. Sie war zu arm. Es hat sich auch keine Öffentlichkeit um diese Geburt gekümmert, und auch ich wäre bestimmt gestorben, wenn das Flehen meiner Mutter nicht erhört worden wäre. Sie hat gebetet, sie hat gehofft, und sie hat in ihrer großen Angst das Versprechen abgegeben, mich den Engeln zu weihen. Wenn ich überlebte, sollte ich ihnen gehören. Als menschliches und als reines Geschenk, das noch ohne Sünde ist. Sie hat die Engel immer als ihre Freunde angesehen, so muss es einfach gewesen sein.“

„Nahmen die Engel das Geschenk an?“

„Ja, John, das taten sie. Aber sie konnten meine Mutter nicht retten. Kurz vor ihrem Tod schaffte sie es noch, mich zum Findelkind werden zu lassen. Sie legte mich vor den Wagen eines Zirkusdirektors, in der Hoffnung, dass mir die himmlischen Boten Schutz geben würden. Diese Hoffnung erfüllte sich. Man fand mich, man gab mich nicht ab in ein Waisenhaus, sondern zog mich groß. Dass ich nicht so wurde wie die Menschen hier, hat viele gestört, aber ich stand bereits unter dem Einfluss der Engel, die mich zu ihrem Schützling auserkoren hatten. Es war so wunderbar für mich gewesen. So herrlich. Trotz aller Widerstände hatte ich das Gefühl, durchs Leben fliegen zu können. Ich musste nicht wie die anderen sein, das hat mir meine Ersatzmutter immer wieder zu verstehen gegeben. Sie liebte mich wie ihr eigenes Kind, und auch ich fühlte mich bei ihr geborgen. Manchmal kam sie mir selbst wie ein wunderbarer Engel vor. Aber sie war leider sterblich. Danach musste ich erkennen, dass es auch andersartige Menschen gab, und die Zeit verlief traurig für mich. Man akzeptierte mein Anderssein nicht. Man hielt mich für verrückt. Für nicht tauglich, dem Leben etwas abzugewinnen. Es war schon schlimm für mich. Eine schreckliche Zeit, die darin gipfelte, dass man mich zu Dr. Foster in die Klinik steckte. Für andere zu spät, denn da hatte ich bereits einen großen Teil meiner Kräfte mit auf den Weg bekommen. Ich war dabei, zu einem Engel zu werden. Alle haben mich abgelehnt, die himmlischen Boten jedoch nicht. Das

war die größte Freude, die ich in meinem Leben bisher erlebt hatte. Ich habe als Mensch ein Wunder erlebt, so muss ich heute sagen.“

„Dann bist du dankbar.“

„Sehr.“

„Dankbarkeit ist etwas Wunderschönes“, erklärte ich ihr. „Und es beinhaltet noch etwas anderes. Man sollte die Dankbarkeit, die man selbst empfangen hat, in einer anderen Form irgendwie weitergeben. Der Meinung bin ich zumindest.“

„Woran denkst du dabei?“

„An ein Verzeihen“, erklärte ich mit leiser Stimme. „Ich denke, dass du den Menschen verzeihen solltest, die dir etwas angetan haben. Oder ist das nicht der Weg, auf dem wir uns treffen könnten? Verzeihen gehört zum Leben wie die vier Elemente, mit denen du dich identifizierst als Ausgleich für deine drei Schwestern.“

Innerhalb des Lichtscheins zuckte es plötzlich. Ich wusste nicht, ob sich Emily bewegt hatte oder ob dieses Zucken nur aufgrund ihrer Gedanken entstanden war. Jedenfalls war ich für einen Moment irritiert.

Zugleich merkte ich, wie etwas auf mich zukam. Es war schwer zu beschreiben. Möglicherweise das Ergebnis eines Gefühls, wie auch immer. Sie stand mir nicht mehr so freundlich gegenüber. War das der Beginn einer Feindschaft zwischen uns? Trotz meines Kreuzes, das Emily so sehr in seinen Bann gezogen hatte?

„Du hast mich nicht verstanden, John.“

„Doch, das habe ich. Aber ich kann deine Wege nicht nachvollziehen. Tut mir leid.“

„Ich muss es tun. Ich fühle mich mir gegenüber verpflichtet. Ich weiß auch, dass ich die Kraft habe, um zu töten. Ich habe es zwei Mal getan. Glenda war die Zeugin. Ich habe mich darüber sehr geärgert. Ich schwor mir dann, es nicht mehr zu tun. Oder nur in höchster Not, was auch du als Notwehr anerkennen würdest. Deshalb brauchst du keine Angst zu haben, dass ich Winter vernichte. Ich werde ihm nur eine Lektion erteilen, die bis zu seinem Lebensende anhält. Das muss einfach sein. Ich bin es auch meiner Vergangenheit hier im Zirkus schuldig, denn man hat mich zu schlecht behandelt, auch wenn du es nicht mehr hören kannst. Es ist leider so gewesen.“

Ich hielt mich mit einer Antwort zurück. Wenn Emily von einer Lektion sprach, dann durfte ich nicht davon ausgehen, dass es sich dabei um eine normale Strafe handelte. Außerdem sollte sie bis zu seinem Tod nicht mehr verschwinden. Jetzt war ich neugierig geworden und hielt die Frage nicht mehr zurück.

„Was hast du vor?“

„Nein, John, ich rede. Ich werde es dir nicht sagen. Ich kann dir nur versichern, dass ich für meinen Teil schon vorgesorgt habe, weil ich

dich kenne. Du hast meine Spur gut gefunden, und da musste ich mir etwas einfallen lassen. Du wirst mich nicht daran hindern können, John, du nicht.“

Was sie mir da gesagt hatte, hörte sich nicht gut an. Ich fragte mich, ob es auch so stimmte. Sie sah meine Unsicherheit in den Augen, sie lachte leise und flüsterte: „Keine Sorge, ich werde dich nicht auf meine Art strafen.“

„Da bin ich ja beruhigt.“

„Kommst darauf an...“

Den Rest ließ sie unausgesprochen. Ich konnte mich mit Dingen beschäftigen, die auf mich zukamen, von denen ich aber nicht wusste, was genau passierte.

Bisher hatten nur unsere Stimmen die Stille der Nacht unterbrochen. Da jetzt niemand mehr redete, empfand ich die Ruhe doppelt so stark wie zuvor. Jemand hatte ein gewaltiges Schattentuch gesenkt, das alle Geräusche absorbierte. Selbst der Wind wehte nicht mehr und hatte sich in seine eigene Welt zurückgezogen.

Die Stille blieb nicht sehr lange bestehen. Sie wurde von bestimmten Geräuschen unterbrochen. Sie waren zunächst nicht so bestimmt für mich, weil es mir schwer fiel, sie zu identifizieren.

Sie kamen von vorn. Und auch leicht von den Seiten her. Sie hörten nicht auf, und jedes Geräusch war mit einem leisen Tappen verbunden.

Jemand schlich heran - oder etwas näherte sich.

Emily hatte ich vergessen. Ich schaute nach vorn in die Dunkelheit, wo kaum Lichter leuchteten.

Und doch bewegte sich etwas Helles. Es schaukelte hin und her. Das war nicht nur ein Licht. Die Lichter gehörten jeweils zusammen und bildeten Paare.

Kalte Lichter...

Mir floss ebenfalls etwas Kaltes den Rücken hinab. Ich hielt die Paare unter Kontrolle. Zwei Lichter standen immer dichter zusammen, und so war es leicht, zu erraten, dass es sich um Augen handelte.

Und die hatte ich auch schon gesehen.

Im Zirkus, in der Manege und hinter den Stangen des stabilen Eisenkäfigs.

Jetzt war mir klar, wen Emily geschickt hatte.

Sechs schwarze Panther!

So also sah ihre Abrechnung mit mir aus!

Sechs Raubkatzen würden über mich herfallen und mich zerreißen. Sie hatte zwar behauptet, mich zu mögen, doch darauf konnte ich pfeifen. Wenn es um ihre Pläne ging, war alles andere zweitrangig.

Wieder einmal erlebte ich, welche Gedanken einem Menschen innerhalb kurzer Zeit durch den Kopf huschen können. Ich wollte mich



nicht kampflos ergeben, das stand für mich fest. Ich dachte auch daran, dass es noch nicht zu lange zurücklag, als ich mich gegen Kampfhunde zur Wehr hatte setzen müssen. Sie waren dann von Jane Collins und mir erschossen worden.

Aber Panther?

Sechs Raubtiere und ich standen allein auf weiter Flur. Es würde niemand kommen und mir zur Seite stehen. Schon im Zelt hatte ich mit einem Kampf gerechnet. Da war der Kelch noch an mir vorbeigegangen, in diesem Fall nicht mehr.

Wie viele der Tiere würde ich durch Kugeln erledigen können? Zwei oder drei?

Höchstens, nicht mehr. Die Raubkatzen waren einfach schneller und geschmeidiger als Hunde. Sie hatten mich zwar noch nicht angegriffen, aber ich kam mir trotzdem wehrlos vor. Zwei, drei Sprünge, und sie würden mich erreichen.

Sie liefen auf mich zu. Als stünden sie unter dem Einfluss eines Dompteurs, so verhielten sie sich und folgten den genauen Regeln, die ihnen eingegeben worden waren. Sie gingen zwar in einer Reihe, aber sie hatten diese halbkreisförmig erweitert, so dass sie mir schon den Fluchtweg zu den Seiten hin abschnitten.

Ich brauchte mich nicht zu fragen, wer sie freigelassen hatte. Diese Person meldete sich wieder mit leicht spöttisch klingender Stimme.

„Wenn du dich so verhältst wie es richtig ist, werden dir die Tiere nichts tun, John.“

„Was soll ich machen?“

„Nicht bewegen. Nicht einmal daran denken, eine Waffe zu ziehen und auf sie zu schießen. Würdest du das tun, dann wärst du sofort tot und deine schöne Freundin auch. Was jetzt passiert, habe ich zu verantworten. Da führe ich Regie. Ich habe die Seiten gewechselt, denn nun bin ich der Dompteur.“

Dagegen konnte ich nichts sagen. Sie hatte Recht. Die Panther gehorchten ihr, als wäre sie diejenige, die sie jeden Tag in der Manege vorführte. Emily hatte Recht. Ich befand mich in der schwächeren Position. Ich konnte nichts gegen diese Tiere unternehmen und musste sie an mich herankommen lassen.

Ob Glenda Perkins und Harold Winter auch schon etwas von dieser Veränderung bemerkt hatten, wusste ich nicht. Ich sah auch nicht, ob sich das Licht noch an den Fenstern hielt und den Blick nach draußen verwehrt. Dazu hätte ich mich umdrehen müssen, und genau das wollte ich nicht.

Bei Helligkeit hätte ich sie besser verfolgen können. In der Dunkelheit hatte ich mich leicht getäuscht. Denn plötzlich waren sie da. Die Augen

erschieden mir so schrecklich groß, und sie befanden sich auch in meiner Nähe.

Was tut man als Mensch?

Man versteifte noch mehr!

Ich blieb bewegungslos stehen. Die großen Katzen mochten es und umkreisten dabei meine Beine. Sie waren sehr nahe an mich herangekommen, so dass ich an den Beinen die Berührungen ihrer starken Körper spürte.

Ob sie friedlich bleiben würden, lag einzig und allein an mir. Deshalb tat ich nichts, um sie zu provozieren. Ich stand da wie der berühmte Laternenpfahl, gegen den der Hund pinkelte.

Die Tiere sahen nicht einmal sehr groß aus. Was sich änderte, denn der erste Panther stellte sich auf seine Hinterbeine und streckte seinen Körper. Zugleich auch die Vorderpfoten, und plötzlich spürte ich sie auf meinen Schultern.

Auch das noch...

Das Gesicht des Tieres sah ich dicht vor mir. Die Augen, die mir so metallisch vorkamen. Das weit geöffnete Maul mit dem scharfen Gebiss, zwischen dem der dünne, blasse Schleim des Speichels hing.

Es war alles andere als ein Vergnügen, mit dem Blick in den Rachen der Raubkatze zu tauchen. Gegen Dämonen zu kämpfen, war besser. Da hatte ich noch meine Chance. Hier aber konnten die Tiere schon durch das geringste Zucken provoziert werden.

Fünf andere Panther hielten mich umringt. Ewig konnte ich in dieser Haltung auch nicht verharren. Genau das ahnten die Tiere. Zumindest zwei von ihnen beschäftigten sich plötzlich mit meinen Kniekehlen. Die ersten Stöße waren leicht, die konnte ich noch abfangen. Bei den folgenden aber knickte ich ein. Sofort folgten weitere, so dass ich erst gar nicht dazu kam, mich wieder aufrecht zu stellen.

Ich geriet ins Stolpern. Es passierte das, was die Tiere mit ihrer Provokation wohl gewollt hatten.

Als ich nach vorn fiel, verschwanden auch die Pfoten von meinen Schultern. Es war niemand da, der mir Halt gab oder mich aufgefangen hätte. Ich musste mir schon selbst helfen. Die Tiere huschten wie Schatten zur Seite. Sie wollten wohl nicht, dass ich auf sie fiel, und so konnte ich mich gerade noch mit den Händen abstützen, um nicht hart auf das Gesicht zu fallen.

Für einen Moment blieb ich auf dem Bauch liegen. Das war doch nicht wahr! Verdammt, ich träumte.

Der fauchende Atem, der meinen Nacken traf, war alles andere als ein Traum. Einen Augenblick später lagen plötzlich die spitzen Zähne auf meiner dünnen Haut im Nacken. Es tat nicht weh, sie bissen auch nicht zu. Aber sie waren eine Warnung für mich.

Jetzt hatten sie mich endgültig. Ich musste einige Sekunden warten, bis der Druck des Gebisses verschwand. Trotzdem bewegte ich mich vorerst nicht. Ich wartete ab.

Sie ließen mich nicht in Ruhe. Aber es waren nicht mehr alle Tiere, die um mich herumstrichen. Da kam mir wirklich der Vergleich mit der Katze in den Sinn, die um den heißen Brei herumstreunte. Nur waren es keine Katzen, sondern Panther, und als Brei fühlte ich mich auch nicht eben wohl. Ich hasste es, auf dem Bauch zu liegen. Man fühlte sich irgendwie vernichtet. Wehrlos und auch völlig von der Rolle. Ich kam mir vor wie ein Toter, dem man noch eine Chance gegeben hatte, wieder ins Leben zurückzukehren.

Die Chance musste ich nutzen.

Als ich mich zunächst langsam zur Seite drehte, passierte nichts. Kein Tier schlug seine Pranke auf meinen Körper, kein Gebiss zielte in Richtung Kehle, und ich konnte mich tatsächlich den Umständen entsprechend gut bewegen.

Allerdings war auch weiterhin die Vorsicht am Wichtigsten. So vermied ich jede schnelle, hastige und auch überflüssige Bewegung. Kein Tier sollte provoziert werden.

Schließlich lag ich auf dem Rücken!

Beinahe hätte ich gelacht, denn ich kam mir vor wie ein Romantiker, der gegen den Himmel schaut. In diesem Fall war es ein Himmel ohne Sterne, aber ich sah trotzdem das Licht und natürlich die helle Gestalt, die über dem Wagen schwebte.

Emily hatte alles im Blick. Sie schaute auch zu mir hinab und winkte mir sogar. „So gefällst du mir gut, John. Es ist das, was ich mir gewünscht habe. Wie ich dir schon sagte, ich bin nicht dafür, dass du stirbst. Es liegt an dir.“

„Schön“, meldete ich mich so laut, dass sie es gerade verstehen konnte. „Aber irgendwie muss das Spiel ja weitergehen. Oder ist das schon das Ende?“

„Nein, wir haben erst die Mitte erreicht. Ich wollte dich aus dem Gefecht haben, damit ich mich gleich um jemand kümmern kann. Vergessen habe ich nichts.“

„Das kann ich mir sogar denken.“

Dann passierte etwas, mit dem ich schon lange gerechnet hatte und mich trotzdem freute, dass es noch nicht eingetreten war. Glenda hatte es im Wagen nicht länger ausgehalten. Sie war zur Tür gegangen und drückte sie auf.

Das Geräusch war kaum zu hören, aber die Raubkatzen hatten bessere Ohren als ein Mensch.

Ein Tier löste sich aus seiner Starre und erreichte mit einem blitzschnellen Sprung die Tür.

„Glenda, nicht!“, krächzte ich noch, als die große Katze unterwegs war.

Sie hatte mich nicht gehört, öffnete die Tür weiter - und schrie auf.

Für sie musste es eine wahnsinnige Überraschung gewesen sein, sich diesem Tier plötzlich gegenüber zu sehen. Aus meiner Perspektive sah ich, wie sie regelrecht einfror und auch nichts tun konnte, als der Panther sich streckte und seine Vorderpfoten gegen ihre Brust drückte. Glenda klammerte sich irgendwo fest.

Ich hatte mich in einem Reflex folgend ebenfalls bewegt und nur den Oberkörper angehoben.

Schon hing mir wieder eine Raubkatze an der Kehle. Das scharfe Gebiss war aufgerissen. Die Zähne berührten diesmal die andere Seite des Halses, und ich verwandelte mich wieder zurück in Stein. Nur nichts tun, nur nicht noch einmal falsch bewegen.

Ich schielte nach rechts.

Glenda schaute nach vorn.

Wir beiden steckten ungefähr in der gleichen Lage. Unser Schicksal lag in den Händen der über dem Wagen schwebenden Person, aber sie griff nicht ein.

Ich wollte nicht so sitzen bleiben und drückte den Oberkörper wieder nach hinten. Dagegen hatte das Tier nichts, das mich unter Kontrolle hielt. Und irgendwie war ich froh, wieder normal auf dem Rücken liegen zu können.

Der Panther, der mich zuletzt bewacht hatte, wechselte seine Position. Er blieb nicht mehr neben mir liegen, sein neuer Platz war jetzt mein Körper.

Quer über ihm, den Kopf mir zugewandt, blieb die schwarze Raubkatze liegen. Ihre kalten Augen hielten mich unter Kontrolle. Meine Chancen lagen weiterhin auf gleicher Höhe mit dem Nullpunkt.

Trotzdem gelang mir noch ein Blick auf Glenda. Sie hatte ihren Schock etwas verdaut und war dabei, nach hinten zu treten. Es hinderte sie niemand daran, auch der Panther folgte ihr nicht.

Dann fiel die Tür zu.

Emily hatte an alles gedacht. Perfekter hätte die Falle nicht aufgebaut werden können. Ich hatte den Wunsch zu fluchen und zu schreien. Aber ich war nicht lebensmüde.

Das Tier blieb weiterhin quer über meinem Körper liegen. Ich hätte mir Gedanken über seine Schönheit machen können, aber ich dachte eher an die Gefährlichkeit eines derartigen Raubtiers. Da musste die Schönheit eben zurücktreten.

Die anderen Raubkatzen umlagerten mich. Zur Ruhe gebettet hatten sie sich nicht. Sie lagen fast träge da, leckten sich ab und zu, aber keiner von ihnen ließ seine Beute aus den Augen.

Mir fiel auf, dass sich das Licht bewegte. Die Ursache entdeckte ich über dem Wagendach. Dort war Emily White dabei, ihren Platz zu verlassen. Und damit wurde für sie und auch für mich das Finale eingeläutet.

Sie hatte ihren Racheplan einmal beschlossen, und den würde sie bis zum bitteren Ende durchziehen. Es waren nur leichte Schwankungen, mit denen sie sich in Bewegung setzte. Sie brauchte nicht normal zu laufen, sie berührte nicht mal das Dach. Sie schwebte tatsächlich wie ein Engel dahin und dann auch über den Rand des Daches hinweg, so dass sie jetzt den Weg senkrecht nach unten nehmen konnte, um den Boden zu erreichen.

Ich schaute zu. Nein, das war kein Zirkus, was ich hier erlebte. Oder es war der Zirkus des Lebens, in den auch ich eingepackt worden war, ob ich wollte oder nicht.

Dann war sie da. Aber nicht am Ziel. Das lag woanders. Sie hätte es auch durch das Dach betreten können. Wahrscheinlich wollte sie mich durch ihre Aktion noch mehr bloßstellen, denn ich war nicht in der Lage, sie zu stoppen.

Emily nahm sich Zeit. Sie blieb nicht weit von mir entfernt stehen und lächelte wieder. „Ich sehe und spüre dich, John Sinclair. Ich würde dich immer finden, weil mir die Engel auf deinem Kreuz den Weg weisen. Du könntest mir nicht entkommen. Sie sind wie ein Magnet für mich und auch eine Verpflichtung.“

„Meinst du die Erzengel?“

„Wen sonst?“

Ich hätte gern den Kopf geschüttelt, ließ es aber aus bestimmten Gründen bleiben. „Ich glaube, dass du dich da irrst. Sie sind nicht wie du. Gewalt...“

„Nicht so schnell, John. Auch sie haben sich in Gewalt versucht. Schon die allererste Auseinandersetzung zu Beginn der Zeiten war nur durch Gewalt geprägt, denn auch sie müssen sich manchmal auf das Schwert verlassen, weil es keine andere Möglichkeit gibt. Das sehe ich eben ganz anders als du.“

Leider konnte ich ihr nicht widersprechen. Man brauchte sich nur in der Kunst und in der Kirchengeschichte mit offenen Augen umzuschauen, da wurden Emilys Worte anhand der Motive bestätigt. Oft genug waren die Engel keine kleinen, niedlichen, geflügelten Wesen, sondern lichtstarke Kämpfer, die schon den Superhelden gleichkamen.

„Aber im Prinzip sind wir gut“, sagte sie noch tröstend zu mir. „Sonst würde es hier ganz anders aussehen. Bisher hat es nur zwei Tote gegeben, und das war mehr ein Versehen, wie ich schon zugegeben habe, Dr. Foster habe ich am Leben gelassen...“

„Ja, als Blinde.“

„Gegen eine gerechte Strafe haben auch die Diener des Allmächtigen nichts einzuwenden. Ich muss hier erst noch etwas erledigen, bevor ich den weiteren großen Aufgaben nachkommen kann.“

„Du hast noch Pläne?“ „Ja, große. Ich werde Menschen suchen, die so ähnlich denken wie ich. Zusammen werden wir eine große Gemeinschaft bilden, die sich auf die Macht der Engel verlässt. Es ist der Traum meines Lebens, den ich verwirklichen werde.“

Nicht schon wieder eine Sekte! dachte ich, hütete mich allerdings davor, diesen Gedanken auszusprechen.

Emily gefiel mein Gesichtsausdruck nicht. Sie sagte: „Du denkst wenig positiv.“

„Nun ja, ich bin es eben nicht gewohnt, dass Panther auf meinem Bauch liegen.“

Darüber konnte sie nur lachen. „Auch ich muss mich noch immer absichern. Ich versichere dir, es wird nicht lange dauern, und ich hoffe, dass Glenda vernünftig ist und sich nicht gegen mich stellt. Gerade um sie würde es mir sehr leid tun.“ Sie schenkte mir noch ein engelhaftes Lächeln. „Und nun, John Sinclair, lasse ich dich allein...“

Sekunden später öffnete sie die Tür des Wohnmobils...

„Sieht nicht gut aus - oder?“, fragte Harold Winter mit zittriger Stimme.

Glenda gab die Antwort nicht sofort. Sie hatte die Tür zugezerrt und musste zunächst durchatmen, um den Schock zu verkraften. Mit dem Erscheinen des Panthers hatte sie nicht gerechnet, und dann war ihr das verdamnte Tier noch so nahe gekommen.

Nach einer Weile drehte sie sich um.

„Haben Sie mich gehört, Glenda?“

„Ja, natürlich.“ Mit gesenktem Kopf ging sie zu der Bank. Dort ließ sie sich nieder.

„Was ist denn passiert?“

„Wir sitzen in der Falle.“

Winter regte sich auf. Er schnitt eine Grimasse und schüttelte dabei den Kopf. „Das saßen wir doch schon vor einigen Minuten.“

„Jetzt richtig.“

„Und? Wie sieht sie aus?“

Es gab nicht den geringsten Grund für Glenda, damit hinter dem Berg zu halten. Mit leiser Stimme berichtete sie, was ihr widerfahren war und in welcher Lage sich John Sinclair befand.

„Nein“, sagte der Direktor nach einer Weile. „Nein, verdammt, das kann ich nicht glauben. John Sinclair ist ausgeschaltet worden?“

„Ich habe nicht gelogen.“

„Aber er war sich so sicher!“

Glenda schaute Winter direkt an. „Es sind Ihre Panther gewesen, die ihn umringten. Die Tiere, die Sie dressiert haben. Ich glaube kaum, dass sie Ihnen noch gehorchen werden.“

Er wollte aufspringen, sackte dann wieder zusammen. „Aber sie stecken doch in ihren Käfigen.“

„Ist das ein Problem, sie nicht doch frei zu lassen?“

„Nein“, murmelte er, „nein, das ist es nicht. Es ist sowieso alles anders geworden.“

„Sie sagen es.“

Er blieb in gesenkter Haltung sitzen. An den Fenstern leuchtete noch immer das Licht. Die Gesichter darin waren schwächer geworden, aber das war kein Trost für Glenda.

„Verdammt noch mal, was sollen wir denn unternehmen? Sagen Sie was, Glenda.“

„Nichts. Wir können nichts tun, Harold. Wir müssen hier sitzen bleiben und warten.“

„Auf sie?“

„Ja.“

„Aber ich habe die Panther.“

Glenda schaute ihn nur mit einem bedauernden Blick an. Winter winkte ab. „Ja, schon gut, ich glaube Ihnen, dass sie mir nicht mehr gehorchen werden. Zumindest nicht, so lange es noch Emily gibt. Verdammt, hätte man sie doch damals nicht als Findelkind in den Zirkus aufgenommen, dann wäre uns der Horror hier erspart geblieben.“

Aus seiner Sicht hatte er sicherlich Recht. Aber Glenda lag auch ein Gegenargument auf der Zunge, das sie nicht schluckte. „Musste Ihre persönliche Reaktion Emily gegenüber denn wirklich so hart ausfallen?“, fragte sie vorsichtig.

Der Direktor ballte eine Hand zur Faust. „Ja!“, flüsterte er, „das musste sie. Das sage ich auch jetzt. Sie haben nicht erlebt, wie sie sich entwickelte. Nach dem Tod meiner Mutter drehte sie durch. Da wurde sie zu einer völlig anderen Person, obwohl sie schon zu Mutters Lebzeiten nicht immer auf unserer Seite stand, da sie mit der Arbeit im Zirkus nicht viel am Hut hatte. Danach negierte sie alles. Sie arbeitete auch nicht mit. Meine Mutter verstand sie und nahm sie in Schutz. Später konnten wir diesen Schutz nicht mehr aufrecht erhalten. Was dann geschah, wissen Sie ja.“

„Dr. Gillian Foster.“

„Genau. Sie erschien mir in diesem Moment als der rettende Anker. Es ist eine Privatklinik. Ich habe einige Scheine hinblättern müssen.“ Winter hob die Schultern. „Das hat mich schon auch Überwindung gekostet. Es sollte ja nicht für immer sein. Dr. Foster war fest davon

überzeugt, dass sie etwas für Emily tun konnte.“ Er schaute auf seine Hände und schwieg für einen Augenblick. „Dass es so weit kommen konnte, damit hätte ich nicht gerechnet. Jetzt hat sie sogar die Tiere unter ihre Kontrolle gebracht.“ Er schlug mit der Faust auf seinen Oberschenkel. „Das packe ich nicht. Ist mir einfach eine Spur zu hoch.“ Er lächelte Glenda Perkins an, doch dieses Lächeln war bitter. „Glauben Sie denn, dass wir noch eine Chance haben?“

„Wer lebt, der hat immer eine Chance.“

„Toller Spruch.“

„Ich habe ihn oft genug als die reine Wahrheit erlebt, Mr. Winter.“

„Zusammen mit Ihrem Kollegen?“

„Auch.“

„Andere Yard-Leute wären geschockt, wenn Sie so etwas erlebt hätten wie Sie.“ Glenda zuckte die Achseln. „Auch bei uns gibt es unterschiedliche Personen, Mitarbeiter und Fälle. Das ist nun mal so. Wir haben Spezialisten für jedes Gebiet. Und John Sinclair ist einer davon.“

„Das muss ich akzeptieren.“ Winter stand auf. Er schaute sich in seinem eigenen Wohnmobil um wie ein Fremder. Dann ging er vor, bis er die Tür in der Mitte erreichte und warf einen langen Blick in sein Büro. „Es ist komisch“, murmelte er, „ich habe mich hier immer verdammt wohl gefühlt. Damit ist es nun vorbei. Der Wagen ist für mich wie ein enger Knast.“

„Das legt sich wieder.“

„Haha, Sie sind gut, Glenda. Glauben Sie noch immer, dass wir hier lebend wegkommen?“

„Das Thema hatten wir schon mal.“

„Ja, und meine Katzen haben Ihnen gezeigt, wie weit man uns kommen lassen will.“

„Kommen Sie von der Tür weg, Mr. Winter!“

„He, warum das denn?“

„Bitte, tun Sie, was ich Ihnen gesagt habe.“

Der Direktor ging zurück. Er hatte nicht gesehen, was Glenda aufgefallen war. Das Licht hinter den Scheiben war dünner geworden, und auch die vier Gesichter gab es nicht mehr zu sehen. Sie schienen von der Helligkeit verschluckt worden zu sein.

Als der Mann neben ihr stand, hielt Glenda ihn fest. „Ich denke, dass wir bald Besuch bekommen. Bleiben Sie in meiner Nähe. Zu zweit sind wir stärker.“

„Glauben Sie das?“

„Bestimmt.“

Sie drückte sich noch vor den Mann, dessen Atem sie hörte und auch in ihrem Nacken spürte. An der Mitteltür hatte sich noch nichts getan.



Trotzdem war Glenda davon überzeugt, dass die Szenerie nicht mehr so bleiben würde.

Das Licht hinter den Fenstern war nicht mehr zu sehen. Nur die normale nächtliche Dunkelheit hüllte das Wohnmobil ein. Trotzdem war nicht viel zu sehen. Die Nacht war dunkel, und auf dem Gelände strahlte es auch nicht eben hell.

Da bewegte sich die Klinke.

Auch der Direktor hatte es gesehen. „Scheiße!“, zischte er durch die Zähne.

„Bleiben Sie cool.“

„Danke. Das sagt sich so leicht.“

Die Klinke war noch unten, da erhielt die Tür von außen her einen harten Druck. Sie öffnete sich nach innen, und nur für einen winzigen Moment gelang den beiden der Blick nach draußen. Die Zeit war zu kurz, um etwas Genaues wahrnehmen zu können. Viel wichtiger war die Gestalt, die sich aus der Dunkelheit löste, einen Schritt nach vorn und in die Höhe tat, um dann den Wagen zu besteigen.

Ja, da war sie!

Der Engel, der Mensch, der Halbengel. Alles in einem. Eine kleine Person, eingehüllt in das helle Licht, bekleidet mit ebenfalls hellen Sachen. Das helle Haar, das Gesicht mit der durchscheinend wirkenden Haut, hier kam alles zusammen, denn sogar das Lächeln passte irgendwie zu Emilys Auftritt. Vielleicht war es eine Spur zu kalt oder zu wissend, denn sie sah sich kurz vor der Vollendung ihrer Raketour.

Gelassen schloss sie die Tür hinter sich. Sie sagte nichts. Sie blieb stehen, schaute sich kurz um, als wäre das Innere des Wagens für sie völlig neu, und dann trat sie zwei Schritte vor.

Es war kein Licht mehr zu sehen, das sie umhüllte. Die letzten Strahlen mussten in ihren Körper eingetaucht sein. Sie sah wieder aus wie ein völlig normaler Mensch, der sie nicht wahr. Bei genauerem Hinsehen wirkte Emily White schon ätherisch. Mit ein wenig Fantasie konnte man sich leicht vorstellen, dass sie plötzlich in die Höhe schwebte und zu einer Lichtgestalt wurde. Mit einer Hand strich sie leicht über ihre Stirn, als wollte sie eine Haarsträhne wegwischen. Die Augenbrauen bewegten sich aufeinander zu, das Lächeln auf ihren Lippen verging, als sie an Glenda vorbei auf Harold Winter schaute.

„Muss er sich schon hinter dir verstecken, Glenda?“

„Nein, das muss ich nicht!“, erwiderte Winter und wollte Glenda zur Seite schieben.

„Bleiben Sie!“

„Aber...“

„Ich habe es ihm angeboten“, erklärte Glenda. „Von sich aus hätte er es nicht getan.“

„Ja, ich kann es mir denken. Er wollte wieder einmal den großen Mann spielen. Wie so oft. Er ist jetzt der Chef, aber er hat leider zu wenig von seiner Mutter mitbekommen. Mag er eine große Sensibilität gegenüber seinen Tieren zeigen, so lässt er sie bei den Menschen vergessen. Zumindest bei mir. Er hat mich nicht verstanden. Er hat nichts begriffen. Er hat mich sogar einsperren lassen. So weit ist es schon gekommen. Aber ich lasse mich nicht verjagen, denn man verjagt keine Engel. Nicht wahr, Glenda?“

„Was willst du hören?“

„Da stimmst du mir doch zu - oder?“

Glenda Perkins antwortete mit einer Gegenfrage. „Benehmen sich denn Engel so wie du?“

„Bitte, Glenda“, sagte Emily und schüttelte leicht den Kopf. „Kannst du dich beschweren?“

„Nein, das kann ich nicht. Wir beide sind immer prima miteinander ausgekommen.“

„Eben, das meinte ich doch.“

„Deshalb möchte ich, dass es auch so bleibt. Wir könnten sogar Freundinnen sein.“

Über Emilys Gesicht huschte ein Lächeln. „Hört sich wirklich gut an, was du mir da gesagt hast. Ja, das finde ich gut. Aber Freundinnen müssen sich gegenseitig akzeptieren. Eine darf die andere nicht unterdrücken. Wenn ich dich so anschau, dann muss ich leider feststellen, dass du gegen mich arbeitest, Glenda. Es tut mir leid, aber das sehe ich so.“

„Irrtum, Emily. Ich arbeite nicht gegen dich. Auch nicht gegen deine Person. Ich möchte dich nur vor einer riesigen Dummheit bewahren. Es kann nicht sein, dass man durch den Tod eines anderen Menschen seine eigenen Probleme löst. Gerade bei einem Menschen, der auf dem Weg ist, ein Engel zu werden, muss die Latte der Moral sehr hoch angelegt werden. Das wirst du doch einsehen?“

Emily schüttelte leicht den Kopf. „Wer hat gesagt, dass ich ihn töten will? Ich habe mich einmal gehen lassen, dabei bist du Zeugin gewesen. Ein zweites Mal wird mir das so leicht nicht passieren. Aber du weißt nicht, wie sehr ich gelitten habe unter ihm. Deshalb kann ich nicht anders handeln. Ich muss ihn bestrafen. So wie ich schon die Ärztin und auch noch Mirko bestraft habe, der auf Winters Seite steht. Engel sind gerecht, Glenda.“

Natürlich wusste Glenda, worauf Emily hinaus wollte. Sie hatte noch ein Gegenargument parat. „Ich habe Engel bisher immer mit dem Begriff Liebe verbunden...“

„Das eine schließt das andere nicht aus. Aber ich möchte nicht mehr diskutieren. Tu uns beiden einen Gefallen, Glenda, und geh bitte zur Seite.“

„Nein!“

Emily White zeigte sich überrascht. Ob echt oder gespielt, Glenda konnte es nicht herausfinden. „Willst du dich gegen mich stellen? Willst du so sein wie die beiden Typen, die mich auf der Wiese hinter dem Supermarkt vergewaltigen wollten? Hast du das vor?“

„Bitte, du weißt genau, dass dem nicht so ist, Emily. So etwas will ich nicht hören...“

„Glenda!“ Die Stimme nahm einen leicht drohenden Klang an. „Ich lasse mich nicht von meinem Plan abbringen. Und du stehst allein. Auch John Sinclair kann dir nicht helfen. Er wird sich erst dann wieder frei bewegen können, wenn ich mit meiner Rache fertig bin. Und wenn du dich auf Winters Seite schlägst, dann kann ich auch bei dir für nichts garantieren.“

„Willst du mich bestrafen?“

„Nicht gern!“

Glenda saugte vor ihrer Frage scharf die Luft ein. „Aber du würdest es tun?“

„Ja!“

Allmählich merkte Glenda, dass sie sich übernommen hatte. Sie war nicht John Sinclair. Sie besaß auch nicht sein Kreuz, das sie gegen Emily hätte ins Feld führen können. Sie war nicht mehr und nicht weniger als ein normaler Mensch, der jetzt merkte, wie der Widerstand allmählich zusammenbrach. Es war so verdammt schwer, bei seiner Meinung zu bleiben. Emily White besaß eine Kraft, die einfach nicht rational zu erklären war, und Glenda sah auch, wie sie diese Macht einsetzte.

Sie hob vom Boden ab...

Es war kein Geräusch zu hören, aber ihre Füße verließen den festen Stand. Zugleich wurde sie wieder von Licht erfüllt. Das Strahlen kam von innen, und es machte sie beinahe durchscheinend.

Glenda war nicht fähig, etwas zu unternehmen. Sie trat auch nicht zur Seite. Ihr Blick hing gebannt an dieser schmalen Gestalt, die so viel Macht hatte.

Hinter Glenda meldete sich der Direktor. „Es ist okay, wirklich. Bitte, Glenda, Sie können gehen. Hauen Sie ab. Fliehen Sie. Lassen sie mich mit Emily allein.“

„Ich kann es nicht zulassen!“

„Wollen Sie denn auch sterben?“, keuchte er.

Nein, das wollte sie nicht. Aber sie wollte auch nicht als Feigling dastehen. „So etwas müssen wir durchziehen, Winter. Sie soll erleben,

dass es auch Menschen gibt, die sich für eine bestimmte Sache einsetzen.“

„Das ist Wahnsinn...“

Er hatte Recht. Doch Glenda ignorierte seine warnenden Worte. Andere Dinge waren jetzt wichtiger. Sie wollte sich immer noch in die Augen sehen können, und deshalb wich sie keinen Schritt zur Seite. Außerdem glaubte sie auch jetzt nicht daran, dass dieser Halbengel sie töten würde. Zwischen ihnen gab es einfach zu viele Gemeinsamkeiten. Auch wenn Glenda der jungen Frau nicht das Leben gerettet hatte, so konnte sie doch nicht vergessen haben, wer sich für sie gegen die zweifache Übermacht eingesetzt hatte.

„Du hast es nicht anders gewollt!“, flüsterte Emily ihr zu und schwebte noch näher heran.

Plötzlich war sie da.

Beide berührten sich. Glenda hatte damit gerechnet, aber sie hatte nicht gedacht, dass es so schnell gehen würde. Es war ein ungewöhnlicher Zusammenprall, den sie erlebten. Glenda glaubte, dass sie und Emily zu einer Person verschmolzen.

Sie spürte etwas anderes in sich. Es war die unheimliche Macht der Veränderten. Sie sah das helle Licht vor sich, und sie hatte zugleich das Gefühl, dass es auch in ihr steckte.

So dicht wie bei einem Kuss sah sie Emilys Gesicht vor sich. Um es herum strahlte eine Helligkeit auf, vor der Glenda sich fürchtete, und sie hörte auch die flüsternde Stimme.

„Warum nur, Glenda? Warum...?“

„Ich kann nicht anders!“, brachte sie schwerfällig hervor. „Nein, ich kann es nicht!“

„Du bist dumm! Sehr dumm!“

Einen Moment später erhielt Glenda einen Schlag oder einen Stoß. So genau konnte sie es nicht unterscheiden. Auch ihre Beine hoben vom Boden ab, und sie hatte das Gefühl, selbst fliegen zu können. Sie wurde nach hinten gestoßen, prallte aber nicht gegen Harold Winter.

Sie kippte zurück und prallte mit dem Rücken gegen einen harten Gegenstand. Das konnte der Tisch sein, so genau sah sie es nicht. Sie bewegte nur ihre Arme, um mit den Händen einen Halt zu finden. An der Tischkante konnte sie sich schließlich festklammern und wollte auch wieder hoch, als sie schon im Ansatz der Bewegung stockte.

Sie hätte es geschafft, aber es trat etwas anderes ein.

Sie sah nichts mehr.

Weit hatte sie die Augen aufgerissen, aber um sie herum malte sich nichts mehr ab. Panik jagte in ihr hoch. Plötzlich konnte sie verstehen, wie es John Sinclair vor einiger Zeit ergangen war, als er ebenfalls blind durch das Leben hatte laufen müssen.

Mit brutaler Deutlichkeit wurde ihr bewusst, dass Emily White ihre Prophezeiung wahrgemacht hatte...

Ich lag allein auf der verdammten Erde, aber ich war nicht allein, denn um mich herum gab es genügend Wachtposten, die mich nicht aus den Augen ließen.

Fünf schwarze Panther hatten sich auf den Boden gehockt, als wollten sie sich ausruhen, was sicherlich nicht stimmte, denn so schläfrig sie wirkten, so hellwach waren sie in Wirklichkeit. Ich brauchte mich nur einmal falsch zu bewegen, schon hingen sie mir an der Kehle und würden auch zubeißen.

Da nutzte es mir auch nichts, dass ich mein Kreuz bei mir trug. Sie würden mir nicht erlauben, in die Tasche zu fassen, um es hervorzuholen. Außerdem hatten sie nichts mit Emily White gemein, die im Wohnmobil verschwunden war.

Ich fragte mich, was dort ablief.

Da konnten einem unzählige Gedanken durch den Kopf schießen, wobei jeder Gedanke auf das Gleiche hinauslief. Auf Rache, die möglicherweise mit dem Tod des Mannes endete.

Und auch mit Glendas Tod?

Um sie zitterte ich am meisten. Nicht nur meine Situation sorgte für den Schweißausbruch, es ging mir auch um meine Assistentin und Sekretärin. Wahrscheinlich baute sie darauf, dass ihr Emily nichts antun würde. Aber jemand wie sie verfolgte durchaus ihre eigenen Ziele. Niemand konnte sie von ihrem Rachetrip abbringen. Deshalb würde sie auch nicht auf Glenda hören.

Selbst der Wind war nicht mehr zurückgekehrt. Ich lag auf dem Rücken und war von einer bedrückenden Stille umgeben. Das war eine Situation, in der ich die Gedanken hätte wandern lassen können, doch das wollte ich nicht. Mir ging es einzig und allein um ein Problem. Ich wollte wissen oder zumindest hören, was sich hinter den Wänden des Wohnmobils abspielte.

Das Licht gab es nicht mehr. Die Fenster an der rechten Seite lagen jetzt in meinem Blickfeld, wenn ich die Augen verdrehte. Sie waren dunkle Ausschnitte in der hellen Wand. Es war für mich nicht zu sehen, was sich dahinter abspielte, denn auch Emily erstrahlte nicht mehr in ihrem Engellicht.

Niemand schrie. Niemand sprach laut. Es waren auch keine Kampfgeräusche zu hören, aber gerade diese Stille machte mich nervös.

Hinzu kamen die Augen der Raubkatzen. Es gab kein Tier, das mich nicht anstarrte. Auch wenn sie in verschiedenen Richtungen lagen, so hatten sie die Köpfe so gedreht, dass sie mich unter Kontrolle hatten. In den Augen sah ich keine Bewegung, aber ich ging davon aus, dass sie

innerlich unter einer hohen Spannung standen. Sie gehorchten jetzt einer anderen Person und würden nie mehr zu ihrem eigentlichen Dompteur zurückkehren.

Es war kalt geworden. Und das im August. Den Sommer konnte man vergessen. Er war gelaufen. Komisch, mit welchen Gedanken ich mich beschäftigte, und ich dachte auch daran, das Queen Mum hundert wurde, und ganz London schon seit einiger Zeit feierte.

Auch ich mochte die Mutter der Königin, die sich ihren Jungmädchen-Charme bis ins hohe Alter bewahrt hatte. Beinahe hätte ich gelächelt, als ich an sie dachte, doch sehr schnell verschwand das Bild der toughen älteren Lady, und die Körper der mich bewachenden Raubkatzen nahmen wieder konkret Gestalt an.

Köpfe, die wie vereist wirkten. Die in ihrer Bewegungslosigkeit erstarrt waren. Augen, die schimmerten, als bestünden sie aus farbigem Eis.

Dann die Stille - oder?

Nein, es war nicht mehr so still. Sie wurde unterbrochen. Nicht von irgendwelchen Stimmen oder Schreien, sondern von bestimmten Geräuschen, die mir verdammt bekannt vorkamen.

Es waren schlichte Schrittgeräusche, die durch die Dunkelheit klangen. Wer sich da aus Richtung der anderen Wagen näherte, war für mich nicht zu erkennen, aber es konnten durchaus mehrere Personen sein.

Ich befand mich in einer Zwickmühle. Sollte ich schreien und sie vor den Panther warnen? Die Tiere würden einen weiteren Menschen nicht hinnehmen. Sie hatten auch ihre Starre verloren. Plötzlich konnten sie sich bewegen, und ich merkte, wie sich auch das Tier auf meinem Bauch reckte. Aber es blieb liegen und starrte nur in die Richtung, in die auch ich schaute.

In der Dunkelheit hoben sich zwei Körper ab. Wer da kam, erkannte ich nicht, nur erklang ein ungewöhnliches Geräusch, das mit den Schritten nichts zu tun hatte.

Jemand sang oder sumnte. Es war eine Melodie, die immer gleichmäßig blieb, und die Person, die diesen Singsang abgab, war eine Frau.

Allmählich kamen sie näher. Eine Frau und ein Mann, der etwas kleiner war. Er ging so dicht neben ihr her, dass sich beide berührten. Möglicherweise hielt er sogar ihre Hand fest.

Das Summen machte den Tieren seltsamerweise nichts aus. Sie bewegten sich nicht vom Fleck. Nur die Köpfe hielten sie gedreht und schauten den beiden entgegen.

Es gab einfach zu wenig Licht in der Nähe, und so erkannte ich sie erst, als sie schon dicht bei mir waren und stehen blieben. Die Frau war mir ebenso bekannt wie der Mann.

Anita und Mirko besuchten mich. Und die sechs Panther taten nichts. Das schürte in mir die Hoffnung. Zugleich sah ich, dass mit Mirko etwas nicht stimmte. So wie er verhielt sich kein normaler Mensch, auch keiner, der stand und nicht ging. Seine Haltung wirkte schon mehr als steif, er drehte den Kopf leicht hin und her, als wollte er sich in der Umgebung umschauen.

Das war bei ihm nicht mehr möglich, weil er mit den eigenen Augen nichts mehr erkennen konnte. So brutal die Wahrheit auch war, ich konnte ihr nicht aus dem Weg gehen.

Mirko war blind!

Ich brauchte nicht lange zu raten, wer dafür verantwortlich war.

Er musste mit Emily White über Kreuz gekommen sein, sonst wäre das nicht passiert. Anita hatte ihn zu mir geführt wie die Mutter ihr kleines Kind.

Sie sang nicht mehr. Stattdessen senkte sie den Kopf, um mich anschauen zu können. In ihrem durch das lange Leben gezeichneten Gesicht malten sich die Gefühle ab. Besorgnis, Furcht und auch ein bestimmtes Wissen.

„Sie ist auch für dich zu stark gewesen, nicht wahr?“

Ich zeigte ihr ein verzerrtes Lächeln. „Ich weiß nicht, ob man das so sagen kann. Zumindest die Panther sind es. Wenn ich mich falsch bewege, bin ich geliefert.“

„Nein, ich denke nicht.“

„Wieso?“

„Man kann über mich lachen oder nicht, aber eines steht fest. Es gibt eine Kraft, die in mir steckt. Sie ist ungewöhnlich, doch nicht einmalig. Ich bin in der Lage, Dinge zu beeinflussen. Ich kann Menschen manipulieren, aber auch Tiere. Ich habe es nie an die große Glocke gehängt, doch wenn ich will, dann gehorchen die großen Raubkatzen auch mir. Nicht einmal Harold Winter weiß darüber Bescheid, und er soll es auch nie erfahren. Es würde seinem Image schaden.“

„Das glaube ich nicht. Kann sein, dass ihm niemals mehr im Leben etwas schaden wird.“

„Denkst du an seinen Tod?“

„Bestimmt.“

„Wo ist er?“

„Im Wagen.“

Sie nickte. „Ich hatte es mir gedacht. Es musste ja so kommen. Ich kenne ihre Pläne nicht genau, aber ich kann mich gut in Emilys Lage

hinein versetzen. Sie will Rache. Sie will die Abrechnung. Sie hat sich hier schlecht behandelt gefühlt und...”

„Noch ist es nicht zu spät, denke ich...” Ich wollte noch hinzufügen, dass sie mich von den Wächtern befreien sollte, aber Anita hatte ihren eigenen Kopf.

„Sie zieht es tatsächlich durch. Sie räumt alle Feinde aus dem Weg. Sie bestraft sie, indem sie ihnen das Augenlicht raubt. Das hat sie auch bei Mirko getan. Er war seinem Chef stets treu ergeben, und das ist ihm in dieser Nacht zum Verhängnis geworden. Er hat sich an den beiden Käfigwagen aufgehalten, um die Tiere zu beobachten, und genau das hat ihr nicht gefallen. Sie sah ihn schon auf der falschen Seite stehen, und so hat sie ihre grausame Vorsorge getroffen. Ich ahnte, dass diese Nacht schlimm werden würde. Ich habe mich nicht hingelegt und geschlafen, denn ich wollte helfen, und ich habe Mirko in seinem bedauernswerten Zustand gefunden. Ich entschloss mich, von nun an bei ihm zu bleiben. Ich werde versuchen, ihm ein normales Leben zu ermöglichen, so gut wie ich es kann.“

Ich sagte mit leiser Stimme: „Das ist alles sehr ehrenvoll, Anita, aber es trifft nicht den Kern.“

„Du willst sie, nicht wahr?“

„Genau!“

Sie blickte zu mir herab. Nach einer Weile nickte sie. „Ja, ich spüre, dass du derjenige bist, der es schaffen kann. Du besitzt eine gewisse Ausstrahlung, die ich bisher nur bei wenigen Menschen erlebt habe, aber es war nie die gleiche.“

„Kannst du mich von den Panther befreien?“

Die Antwort, die jetzt folgen würde, war die Wichtigste von allen. Wenn sie meinen Wunsch verneinte, hatte ich verloren und konnte wahrscheinlich mit dem Leben abschließen.

Ich hörte Mirko seufzen. „Die Tiere müssen ihr gehorchen“, flüsterte er dann. „Ich will es auch. Ich hasse Emily. Sie ist so grausam. Sie wird ihre Rache durchziehen. Sie wird allen das Augenlicht nehmen, die nicht auf ihrer Seite stehen. Wir haben hier im Zirkus keinen Engel, sondern eine verfluchte Schlange genährt.“

Anita löste sich von Mirko. Sie schob ihn etwas zur Seite, um selbst Platz zu haben.

Dann senkte sie den Kopf.

Ich schaute in ihre Augen, die normal und menschlich waren. Aber ich sah fast zugleich, dass sich die Tiere bewegten. Auch die Raubkatze, die auf meinem Körper hockte.

Sie drückte zuerst ihren Körper gegen meinen Unterleib, dann stand sie langsam und träge auf. Zwei Pfoten pressten sich gegen meine Oberschenkel. Der Druck war beinahe so hart wie der von Eisenstangen.



Als sie dann die ersten Schritte zur Seite ging, da drang ein schon jämmerlich klingendes Jaulen aus ihrem Maul.

Auch die anderen Tiere blieben nicht mehr auf ihren Plätzen liegen. Sie stemmten sich ebenfalls hoch, sie drehten ihre Köpfe, und sie gehorchten den Blicken der Frau, obwohl sie kein einziges Wort zu ihnen gesagt hatte. Anders als der Dompteur in der Manege. Sie sprach nur mit den Blicken zu ihnen.

Die Raubkatzen zogen die Schwänze ein. Und das im wahrsten Sinne des Wortes.

Es war für mich kaum zu fassen, dass sie das Interesse an mir verloren hatten. Ich musste mich fragen, welch eine Macht jemand wie Anita besitzen musste, um die Tiere unter Kontrolle zu halten. Das erinnerte mich schon an die suggestive Kraft eines Mandra Korabs, eines alten indische Freundes, von dem ich sehr lange nichts mehr gehört hatte. Auch er konnte Raubtiere unter seinen Willen zwingen.

Die Panther trotteten davon. Obwohl ich es eilig hatte, war ich noch so perplex, dass ich zunächst liegen blieb und ihnen nachschaute, wie sie verschwanden. Durch ihre dunklen Körper sahen sie aus, als wären sie von der Dunkelheit gefressen worden, und nicht einmal ihre Augen leuchteten nach.

Es war wieder still geworden. Abgesehen von den Atemzügen des Blinden, der seinen Kopf bewegte und so verzweifelt versuchte, etwas zu erkennen.

Anita stand noch immer an der gleichen Stelle. Sie hielt sich nur nicht mehr so gerade und schwankte leicht, als würde sie von Windstößen getroffen.

Ich war schnell auf den Beinen, weil ich befürchtete, dass sie kippen konnte. Tatsächlich kam ich im rechten Augenblick, um sie abzufangen. Der letzte Vorgang hatte sie eine wahnsinnige Kraft gekostet.

„Nein, nicht. Du... du... musst dich nicht um mich kümmern. Andere Sachen sind wichtiger. Halte sie auf. Stoppe den Engel. Er darf nicht töten. Er darf die Menschen nicht mehr manipulieren. Bitte, tue alles, was in deinen Kräften steht. Ich weiß ja, dass du es schaffen kannst. Ich spüre es.“

Anita wollte es so, und deshalb ließ ich sie los. Ich war bereit, nachzufassen, doch es war nicht nötig. Sie konnte stehen, aber sie tastete nach Mirko und war froh, dessen Schulter zu erreichen, an der sie sich abstützen konnte.

Ich wandte mich dem Wagen zu. Bisher hatte ich nichts gehört. Die Wände des Fahrzeugs waren gut isoliert. Aber als ich noch näher herankam, änderte sich dies.

Ich hörte etwas.

Ein verzweifelter Wimmern oder Jammern...

Ich kann nichts mehr sehen! Ich kann nichts mehr sehen!

Glenda Perkins glaubte, durchdrehen zu müssen. Der immer gleiche Satz erwischte sie mit der Wucht von Trommelschlägen und jagte Panik in ihr hoch. Es gelang ihr nicht mehr, auch nur einen klaren Gedanken zu fassen. In ihr war alles durcheinander. Denken, fühlen, agieren, reagieren, das alles kam bei ihr zusammen, ohne sich jedoch in Bahnen lenken zu lassen.

Glenda lag noch immer dort, wo sie gefallen war. Unter ihrem Rücken spürte sie die Härte des Tisches. Mit unkontrollierten Bewegungen schlug sie um sich, auch eine Folge der Panik. Sie räumte die Flasche und das Glas von der Tischplatte, bevor die sich herumrollte und auf dem Bauch zu liegen kam.

So blieb sie.

Ihre Arme hatte sie angewinkelt. Die Hände waren auf die Tischplatte gepresst, das Kinn halb erhoben, so dass es nicht mehr die Tischplatte berührte. Die weit geöffneten Augen brachten ebenfalls nichts, denn ihre Sicht wurde nicht besser.

Es gab sie nicht.

Es war nicht dunkel vor ihren Augen. Ein Mischmasch aus grauen und silbrigen Farben bildete so etwas wie eine Wand, die nicht eine einzige Lücke auf wies, durch die ihr ein kleiner Blick in die Normalität erlaubt war.

Aber es gab noch die anderen vier Sinne. So schlimm sie sich auch fühlte, sie wurde dennoch von ihrem eigenen Schicksal abgelenkt, denn irgendwo hinter ihrem Rücken hörte sie die typischen Geräusche, die nur ein unter wahnsinniger Angst stehender Mensch abgeben konnte. Es war eine Mischung aus Schreien, Jammern und Betteln. Die Worte waren nicht zu verstehen, doch sie kannte den Sprecher.

Harold Winter stand unter irrem Stress. Er war das Ziel, und er erlebte seinen Untergang.

Glenda sah nichts, doch sie hatte genügend Fantasie, um sich vorstellen zu können, was hinter ihrem Rücken ablief. Zudem verhielt sich eine Person wie Emily White nicht ruhig. Sie hatte lange warten müssen und konnte ihre Rache endlich genießen.

„Es war ein Fehler, Winter. Es war deine verfluchte Ignoranz, an der du jetzt ersticken wirst. Du hast mir nicht geglaubt. Kaum einer aus dieser verdammten Clique hat mir geglaubt. Nur deine Mutter, aber sie ist leider verstorben. Du hättest auf sie hören sollen. Du hast es nicht getan, und dafür wirst du büßen. Ja, du wirst büßen dafür, dass du mich in eine Klinik gesteckt hast, in der ich hinter dicken Mauern vergraben war. Aber man sperrt mich nicht ein. Man sperrt vor allen Dingen keine Engel ein, hast du gehört?“

Sie wollte eine Antwort haben, denn sie wartete ab - und musste sich noch gedulden, bevor Winter überhaupt in der Lage war, etwas zu sagen. Dabei waren seine Worte nur schwer zu verstehen. Er brachte sie mühsam hervor, wobei jedes Wort von einem heiseren Krächzen begleitet wurde.

„Was konnte ich wissen? Du bist uns nie nahe gewesen. Hier muss jeder für den anderen eintreten. Wir sind in einem Zirkus. Außenseiter können hier nicht arbeiten. Verflucht noch mal, das muss doch auch in deinen Kopf gegangen sein...“

„Irrtum! Ihr hättet mich in Ruhe lassen sollen. Deine Mutter hat gemerkt, wer ich bin. Sie fürchtete sich auch meinetwegen vor dem Tod, denn sie ahnte, dass ich auf verlorenem Posten stehen würde. Auch sie hatte das Verständnis mir gegenüber vermisst. Hat sie nicht oft mit dir geredet, Winter? Hat sie das nicht getan? Sei ehrlich, Harold! Sag es mir!“

„Ja, sie hat es versucht.“

„Und hatte keinen Erfolg, wie?“

„Aber...“

„Kein Aber, Winter. Sie konnte keinen Erfolg haben, weil du ein verfluchter Ignorant gewesen bist. Aber das ist jetzt vorbei. Ich bin erschienen, um dir deine gerechte Strafe zu übermitteln.“ Sie sprach schnell weiter, bevor Winter irgendwelche Fragen stellen konnte. „Keine Sorge, ich werde dich nicht töten. Aber ich werde danach trachten, dein Leben nicht mehr lebenswert zu machen. Ja, darauf läuft es hinaus. Dein Leben wird nicht mehr so sein, wie du es bisher hast genießen können. Es wird nur noch in der Erinnerung vorhanden sein, denn ich werde dir dein Augenlicht nehmen.“

Glenda hatte alles verstanden. Sie war nicht mal erschrocken. Sie wusste ja, was auf Winter zukommen würde. Sie selbst litt wahnsinnig unter diesem Zustand. Trotzdem beschäftigte sie sich nicht mit sich selbst, weil der Schrei sie ablenkte.

Winter hatte ihn ausgestoßen. Es musste der Moment der Erblindung sein. Die schrecklichen Laute hallten durch den Wagen. Es waren nicht mal unbedingt Schmerzensschreie, sondern mehr Reaktionen auf das, was Winter selbst nicht mehr vermeiden konnte. Er erstickte beinahe an seiner Hilflosigkeit. Er röchelte. Er jammerte, seufzte und weinte. Glenda hörte einen Aufprall. Wahrscheinlich war er auf die Knie gefallen, und sie hatte Recht mit der Vermutung, denn kurz darauf schallte das harte Lachen der Emily White in die anderen Geräusche.

„Du Wurm. Du einst so Mächtiger. Du hast die Tiere unter deine Kontrolle bekommen, aber selbst bist du nur ein Jammerlappen. Finde dich ab mit deinem Schicksal, so wie du dafür gesorgt hast, dass ich mich ebenfalls mit meinem Schicksal abfinden sollte. Vielleicht gelingt

es auch dir, einen guten Mittelweg zu finden, aber ich glaube es nicht. Nein, nicht du.“

Sie hatte genug gesagt, und als sie schwieg, da waren nur die heftigen Atemzüge und das Jammern des Direktors zu hören. Er lag auf dem Boden. Er sprach davon, dass er nicht mehr sehen konnte und wie sehr seine Augen brannten. Dafür hatte Emily nur ein Lachen übrig. „Benimm dich. Reiß dich zusammen, verflucht! Du lebst noch, und das allein zählt. Es hätte auch anders kommen können. Dann wäre nichts mehr von dir zurück geblieben. Ich hätte dich verbrennen können und...“

„Tu es!“, jammerte Winter. „Verflucht noch mal, tu es endlich! Was soll ein solches Leben?“

Sie lachte scharf. „Du hast Recht. Was soll ein solches Leben? Aber hast du auch bei mir so gedacht, als ich in die verdammte Anstalt kam? Nein, hast du nicht. Du hast dir überhaupt keine Gedanken über mich gemacht. Und jetzt sei endlich still.“

Ob er von Emily einen Tritt erhalten hatte, bekam Glenda nicht heraus. Jedenfalls stöhnte er auf. Es hatte sich tatsächlich wie eine Reaktion auf den Tritt angehört.

Er blieb auf dem Boden liegen, während der Halbengel über ihn hinwegstieg. Glenda hatte sich mittlerweile zwar auf den Rücken gewälzt und war auch so liegen geblieben, aber sie traute sich nicht, sich auf die Füße zu stellen. Nur sehr langsam richtete sie sich auf, wobei sie die Augen weit geöffnet hielt und nach vorn schaute, doch nicht mal den Umriss der Emily White sah sie.

Dafür vernahm sie ihre Schritte und merkte mit sicherem Gefühl, dass Emily auf sie zukam. Von ihr strömte etwas aus, das einfach nicht an ihr vorbeitrieb. Es war wie ein kühler Strom, der an ihrem Gesicht entlang fächerte.

„Hallo, Glenda...“

Emily stand dicht vor ihr. Vielleicht eine Armlänge. Sie hatte mit weicher Stimme gesprochen, aber es war genau zu hören, dass ihr keine echten Gefühle entgegengebracht wurden.

Glenda musste sich wahnsinnig zusammenreißen, um nicht zu schreien. Sie wusste ja, das Emily eine Antwort haben wollte. Die zu geben, fiel ihr schwer.

„Warum hast du das getan, Emily? Warum?“

„Hast du das nicht gehört, Glenda?“

„Doch“, flüsterte sie. „Ich habe jedes Wort verstanden. Aber ich meine nicht Winter, sondern mich. Ich... mein Gott, was habe ich dir denn getan?“ Glenda konnte sich nicht mehr beherrschen. Sie brüllte los. Dabei merkte sie, dass Speicheltropfen ihren Mund verließen und sicherlich Emilys Gesicht trafen, was ihr egal war.

„Kleine Glenda, beruhige dich. Du hast mir nichts getan. Gar nichts. Du bist gut zu mir gewesen. Du hast dich für mich eingesetzt, obwohl es gefährlich gewesen ist. Alles liegt nur ein paar Stunden zurück. Dabei kommt es mir vor, als wären es Tage. Aber das ist nun mal der Lauf der Zeit. Viel ist passiert. Ich habe etwas Wunderbares gesehen. Nur muss ich sagen, dass dein Freund John Sinclair sein Kreuz nicht so einsetzt, wie es hätte sein müssen. Er ist ein Ignorant...“

„Nein, das ist er nicht!“

„Doch, meine Liebe. Er hätte wissen müssen, wer ich bin. So etwas merkt man doch, wenn man diesen wunderbaren Talisman trägt. Ich begreife nicht, wie sich das alles zusammensetzt. Er müsste den anderen Mächten mehr gehorchen als den Dingen, die um ihn herum passieren. Das hat er nicht getan. Er hat meine Rache nicht akzeptiert, und deshalb musste ich ihn ausschalten. Keine Angst, er ist nicht tot, aber er könnte es werden. Weißt du, Glenda, mich hat sein Kreuz fasziniert. Ich komme nicht mehr davon los. Du glaubst gar nicht, was *es* für ein Gefühl gewesen ist, es küssen zu können. Da habe ich etwas erlebt wie nie zuvor. Es war Wahnsinn. Ich kann es nicht beschreiben. Er müsste verrückt sein, aber ich bin es nicht. Ich weiß, dass es dieses Kreuz gibt, und dass es für mich bestimmt ist. Er ist ein Mensch, ich bin es nicht mehr so richtig. Ich befinde ich auf dem Weg, ein Engel zu werden, und dabei wird mir das Kreuz zur Seite stehen.“

Glenda hatte sich ausschließlich auf die Stimme konzentriert. Kein Wort war ihr entgangen, und nun war ihr klar, wie die eigentlichen Pläne der jungen Frau aussahen.

„Nein, Emily, nein. Es ist unmöglich. Das Kreuz gehört John Sinclair. Er ist der Erbe. Er ist der Sohn des Lichts, verstehst du? Er wird es nie abgeben - nie!“

„Das habe ich mir auch gedacht.“

„Warum lässt du denn nicht von deinem Plan ab?“

„Weil ich es haben will. Und weil ich eine Möglichkeit sehe, es auch zu bekommen.“

Da lachte Glenda. Allerdings nicht mehr lange, denn sie glaubte, dass Emily nicht grundlos so sicher war. Es steckte schon mehr dahinter, und als Glendas Lachen abrupt verstummte, hörte sie Emily leise lachen.

„Auch wenn du dich verkrampfst und dich wehrst, Glenda, es bleibt bei meinem Vorsatz.“ Emily stellte ihre Rede ein und streichelte über Glendas Wangen. „Du kannst dich gar nicht gut fühlen, meine kleine Freundin. Du bist blind. Es ist somit das Schlimmste, was einem Menschen passieren kann. Da fühle ich mit dir. Aber es gibt schon einen Unterschied, weißt du. Ich habe dafür gesorgt, dass Harold Winter für den Rest seines Lebens erblindet ist. Ebenso wie Dr. Foster nie mehr wird sehen können. Aber dich sehe ich anders. Ich kann dich mit den

beiden nicht vergleichen. Du hast dich auch an meine Seite gestellt. Deine Blindheit ist nur Mittel zum Zweck. Sie ist nicht so intensiv. Ich kann sie lenken, diese Macht besitze ich. Warte, ich werde es dir zeigen...“

Glenda, die schon eine Antwort hatte geben wollen, hielt den Mund. Sie wartete zitternd ab und merkte, dass ein kühler Hauch über ihr Gesicht strich. Als hätten sanfte Finger behutsam eine Salbe auf der Haut verteilt.

Augenblicke später sah sie und sah trotzdem nicht. Es war ein Schatten mit menschlichem Umriss, der sich vor ihr aufbaute und die grausilberne Wand durchbrach.

„Emily?“

„Genau, ich bin es. Du siehst mich, nicht?“

„Kaum.“

„Genau das wollte ich, Glenda. Ich wollte dir beweisen, welch eine Macht in mir steckt. Ich habe dir schon jetzt gezeigt, dass ich deine Blindheit beherrsche und es an mir liegt, ob sie anhält oder vergeht. Sie kann vergehen, doch das liegt nicht allein in meiner Hand, sondern auch in der Hand deines Kollegen und Freundes.“

Glenda ahnte schon etwas, aber sie behielt ihre Worte für sich und fragte stattdessen: „Wieso...?“

„Er hat es in der Hand, zu entscheiden, ob du weiterhin in deinem Zustand bleibst. Nicht mehr und nicht weniger. Gibt er mir das Kreuz, ist alles okay. Tut er es nicht, wirst du dein Leben völlig umstellen müssen. Dann bleibst du in dem Zustand, in dem du dich jetzt befindest. Geblendet durch einen Engel. Ich habe dich nicht getötet, das möchte ich nicht mehr, aber...“

„Nein!“, rief Glenda. „Du irrst dich, John wird sein Kreuz niemals abgeben.“

„Bist du ihm so wenig wert?“

„Ich will es auch nicht!“, schrie sie. „Es gehört zu ihm. Er soll meinetwegen nicht...“

Es war alles, was Glenda hervorbrachte, denn sie und auch Emily hatten das gleiche Geräusch gehört. Es war entstanden, weil jemand die Tür des Wagens geöffnet hatte.

Beide spürten den Luftzug, der ins Innere strich. Glenda drehte auch ihren Kopf der Tür zu, obwohl sie nichts sehen konnte. Aber sie wusste auch so, wer das Wohnmobil betreten hatte.

John Sinclair!

Glenda hatte Recht!

Endlich, nach einer viel zu langen Zeit, in der Grausames passiert sein musste, hatte ich dank der Hilfe anderer Menschen den Wagen betreten können.

Ich stand auf der Schwelle und hatte den Kopf eingezogen, um ihn mir nicht an der Kante zu stoßen. Im Wagen gab es noch immer die gleichen Lichtquellen, und sie reichten aus, um mich alles erkennen zu lassen.

Es war ein Bild, das sich in mein Gehirn regelrecht eintätowierte. So furchtbar, obwohl kein Blut geflossen war und ich keine zerfetzten Körperteile sah.

Der Direktor Harold Winter lag auf dem Boden. Er jammerte leise und hatte seine Hände vor das Gesicht gedrückt. So bedeckte er seine Augen, was sicherlich nicht nötig war, denn ich bezweifelte, dass er noch sehen konnte, Emily musste sich grausam an ihm gerächt haben. Ihm galt nur ein knapps Hinschauen, denn die linke Seite war wichtiger. Dort stand Glenda in einer Haltung, die mir ebenfalls Furcht einjagte. Sie war zwar noch die gleiche Frau, aber trotzdem war sie zu einer anderen geworden.

Ihre Augen standen weit offen. Unbeweglich starrte sie ins Leere. Und da wusste ich, dass Emily auch auf Glenda Perkins keine Rücksicht genommen hatte.

Obwohl ich die gesamte Wahrheit nicht kannte, durchströmte mich eine wahre Flut aus Hassgefühlen. Es war wie ein inneres Erdbeben, und ich wunderte mich über mich selbst, dass ich hier noch so ruhig stand und nichts gegen Emily unternahm.

„Hi, John“, sagte sie nur.

Für mich war dieser Gruß pervers. Ich ging auch nicht näher auf ihn ein und fragte nur: „Was hast du mit ihr getan?“

Sie hob die Schultern. „Es tut mir Leid für dich, auch für Glenda, aber es war nicht anders möglich. Ehrlich, John. Ich hätte es gern leichter gehabt für sie...“

„Glenda ist geblendet worden, wie?“

Emilys Nicken sah schon fast bedauernd aus. „Ja, John Sinclair, das ist sie leider. Ich hätte es gern verhindert, aber die Umstände waren gegen mich. Das musst du verstehen. Ich habe mich entschlossen, meinen eigenen Weg zu gehen, und da kann ich keine Rücksicht nehmen. Aber ich kann dich beruhigen. Glendas Blindheit muss ja nicht für immer sein. Nein, nein, ich habe nicht vergessen, wie sie sich für mich eingesetzt hat. Da brauchst du keine Angst zu haben.“

„Dann Sorge dafür, dass sie wieder normal wird!“, erwiderte ich.

„Ja, das tue ich!“

Zwar hatte sie überzeugend gesprochen, aber das glaubte ich ihr nicht. Trotzdem sagte ich: „Los!“

Sie lächelte und wiegte dabei den Kopf. „Es gäbe da noch eine Kleinigkeit zu regeln, John. Nichts Besonderes, und du wirst es möglicherweise verstehen. Es gibt in dieser Welt leider nichts ohne die entsprechende Gegenleistung und...“

Glenda, die bisher geschwiegen und nur heftig geatmet hatte, meldete sich. „Sie will dein Kreuz, John! Sie will dein Kreuz! Nur dann gibst sie mir das Augenlicht zurück. Nur dann lässt sie mich gehen, verstehst du das?“

Ich war weder schockiert noch überrascht. Etwas Ähnliches hatte ich mir gedacht. Nur selten bekommt man im Leben etwas geschenkt. Diese Regel wurde auch hier nicht gebrochen.

Ich schwieg.

Es störte Emily nicht. Nur als ihr mein Schweigen zu lang wurde, meldete sie sich. „Ja, John, deine Freundin hat Recht. Sie wird wieder normal werden, sofern du bereit bist, mir dein Kreuz zu überlassen. Mehr muss ich nicht sagen.“

„Ich habe begriffen!“, erwiderte ich nach einem tiefen Ausatmen.

„Das ist wunderbar.“

„John!“ Glenda sprach mit einer Stimme, die sich beinahe überschlug. „Tu es nicht, John. Tu mir einen Gefallen und lass es sein. Das Kreuz gehört dir. Es gehört dir allein, John. Es ist dein Talisman. Du bist der Sohn des Lichts. Du kannst es meinetwegen nicht opfern. Das ist unmöglich.“

Nach ihren Worten lachte Emily. „Kannst du es wirklich nicht, John? Denke genau nach. Sie wird wieder sehen können. Sie wird wieder normal werden, wenn ich das Kreuz besitze. Die Regeln sind doch ganz simpel. Nur ein Tausch.“

„Sicher, nur ein Tausch“, murmelte ich und schaute dabei auf den Mann, der am Boden lag und noch immer der Direktor des Zirkusses war. „Was ist mit ihm? Wird er sein Augenlicht wieder zurückerhalten?“

„Ich lasse nicht mit mir handeln, John. Auf keinen Fall wird das geschehen. Er bekommt es nicht zurück. Er hat mich zu sehr gekränkt. Was geht er dich an? Ist dir Glenda nicht genug?“

„Mein Kreuz ist sehr wertvoll.“

„Das Kreuz gegen ihr Leben! Gegen ihre Gesundheit! Gegen ihre Normalität! Entscheide dich schnell!“

„Nein, John, nein! Tu es nicht, bitte! Das Kreuz gehört zu dir. Sie hat nichts damit zu tun, gar nichts.“

„Dann hat sie Pech gehabt!“, erklärte Emily kalt.

Ich ging auf Glendas Widerspruch nicht ein und wandte mich an den Halbengel. „Hast du nie daran gedacht, dass dir mein Kreuz gefährlich



werden könnte? Sogar so gefährlich, dass es dich eventuell tötet? Ist dir der Gedanke noch nie gekommen?“

„Nein!“, antwortete sie voller Überzeugung. Auf dem harmlosen Mädchengesicht breitete sich echtes Staunen aus. „Erinnere dich daran, wie ich es in der Hand gehalten und wie ich es geküsst habe. Es hat mir den Kick gegeben, den ich noch brauchte. Es war das letzte Stückchen Wunder, das noch fehlte. Du magst der Sohn des Lichts sein, aber du bist es lange genug gewesen. Das Kreuz gehört in den Besitz eines Engels, und der werde ich dann sein.“

„Aus deiner Sicht stimmt es“, gab ich zu.

„Hast du dich entschieden?“ Sie wollte jetzt schnell zur Sache kommen.

„Das habe ich!“

„John - bitte!“, rief Glenda gequält, die ahnte, was ich vorhatte. „Das kannst du nicht tun!“

„Das ist meine Sache!“, fuhr ich sie mit harter Stimme an und sorgte mit dieser Antwort bei Emily für ein Lachen.

Für Glenda brach eine Welt zusammen. Sie schaffte es nicht mehr, sich so zu halten wie sie stand. Wäre nicht der Tisch in der Nähe gewesen, sie wäre zu Boden gefallen. So diente er ihr als Stütze, und sie konnte sich auf den Beinen halten. Aber sie drehte dabei den Kopf zur Seite wie jemand, der noch sehen konnte, aber nichts mitbekommen wollte.

Dafür wurde ich von Emily White genau beobachtet. Ich sah, wie sie sich aufregte. Im Innern ihrer Gestalt breitete sich wieder das Licht aus. Der Schein kam tatsächlich von innen. Sie wollte das Engelhafte in ihrer Erscheinung hervorheben.

Meine Hand rutschte in die rechte Tasche, und die Finger glitten über kühles Metall.

Genau das war zugleich erschreckend für mich. Es war kein echter dämonischer Gegner, der vor mir stand. Sie würde das Kreuz an sich nehmen können, ohne dass etwas passierte, und dann wartete ich darauf, dass sie ihr Versprechen hielt.

Aus Emilys Mund drang ein leiser Seufzer, als sie meine Hand beobachtete, die zur Faust geschlossen, aus der Tasche geglitten war. Ich streckte ihr die Hand entgegen, und sie kam einen Schritt auf mich zu.

„Bitte, John“, sagte Glenda jammernd. „Das darfst du nicht tun.“ Sie musste merken, was hier ablief.

Als Emily nach meiner Faust fassen wollte, zog ich sie wieder zurück. „Moment noch“, sagte ich. „Woher soll ich die Gewissheit haben, dass Glenda wieder normal wird, wenn ich dir jetzt mein Kreuz gebe?“

„Da musst du mir schon vertrauen.“

„Dir?“

„Ja, mir. Dem Engel. Oder weißt du nicht, dass Engel ihre Versprechen auch halten?“

„Bisher bin ich noch nicht in diese Verlegenheit geraten.“

„Dann wird es Zeit.“

„Gib ihr das Augenlicht zurück!“

„Erst das Kreuz!“

Es war so ähnlich wie der Tanz auf der Rasierklinge. Keiner traute dem anderen so recht. Aber einer musste nachgeben, und auch Gewalt war hier fehl am Platze.

„Ich verspreche es dir hoch und heilig. Wenn nicht, dann soll mich der Satan holen! Reicht dir das, John Sinclair?“

Das musste es wohl. Ich nickte ihr zu und vermied bewusst den Kontakt zu Glenda. Stattdessen streckte ich die Hand wieder vor. Dabei öffnete ich langsam die Faust.

Emily schaute mich nicht mehr an, sondern sah stur auf die Hand.

Dann sah sie das Kreuz.

„Nimm es!“, sagte ich leise.

Und Emily griff zu!

Auch Glenda hatte mich sprechen gehört, und sie schrie auf, als wäre für sie eine Welt zusammengebrochen. Das war mir in diesem Moment egal. Ich hatte nur Augen für Emily, die ein Geräusch von sich gab, das kaum zu beschreiben war. Es hätte auch zu einem Tier passen können, aber es dokumentierte ihren Triumph, den sie tief im Innern empfand.

Sie hielt es mit beiden Händen fest, als hätte sie Angst davor, es zu verlieren. Ich wusste, dass ich sie jetzt in Ruhe lassen musste. Zumindest für eine kurze Zeitspanne, und so nutzte ich die Gelegenheit und ging auf Glenda zu.

Sie hatte meine Schritte gehört und drehte mir ihr verweintes Gesicht mit den völlig fremden Augen zu. „John, was hast du nur getan? Du hast das aus der Hand gegeben, das in deinem Leben das Wichtigste ist. Du bist nicht mehr der Sohn des Lichts, John. Du hast dich deiner stärksten Waffe gegen die Mächte der Finsternis berauben lassen. Wie... wie konntest du es nur tun?“

„Lass es gut sein, Glenda, das Leben geht weiter.“

„Aber nicht mehr so wie wir es gewohnt sind, John. Alles wird sich ändern. Ich kann nicht sehen...“

„Moment!“

Ich war der Meinung, dass ich lange genug gewartet hatte. Jetzt war es an der Zeit, dass Emily ihr Versprechen endlich einlöste. Ich wandte mich von Glenda ab und sah, dass Emily in sich selbst und auch in den Anblick des Kreuzes versunken war.

Sie hatte die Hände angehoben. Wie schon einmal erlebt, so presste sie auch jetzt wieder meinen Talisman gegen die Lippen, als könnte sie nicht genug von diesem intimen Kontakt bekommen. Dabei hielt sie die Augen geschlossen. So musste ich schon mehrere Male und auch laut ihren Namen rufen, um sie aus diesem Zustand hervorzuholen.

Sie schaute hoch.

Wenn Augen in einer Trance schimmern können, dann war es bei ihr der Fall. Ich wusste nicht, ob sie mich überhaupt wahrnahm.

„Löse dein Versprechen ein, Emily!“ Erst als ich den Satz wiederholt hatte, erlebte ich bei ihr eine Reaktion. Sie ließ das Kreuz sinken und warf mir einen Blick zu.

„Du weißt, was ich meine.“

„Natürlich.“

„Dann gib ihr das Augenlicht zurück!“

Nach dieser Forderung erlebte ich zunächst keine Reaktion. Sie blieb auf der Stelle stehen und sah nachdenklich aus, aber sie fühlte sich an das Versprechen gebunden.

„Ich werde sie heilen, aber du musst den Wagen solange verlassen. Ich schicke sie dann zu dir.“

„Warum?“

„Tu es!“

„Traust du mir nicht?“

„Geh endlich!“

Ich wollte kein langes Hin und Her erleben, deshalb tat ich ihr den Gefallen und zog mich zurück, auch wenn Glenda dagegen protestierte.

„Es wird alles gut für dich werden!“, flüsterte ich ihr zu.

„Nein, es geht nicht um mich, John. Auch um dich und dein Kreuz. Begreife das doch!“

Auch ihr flehender Tonfall konnte mich nicht aufhalten. Ich wandte mich ab und ging zur Tür, die ich aufzog und für einen Moment noch auf der Kante stehen blieb. Es gab keine Panther mehr. Ich sah auch nichts von meinen beiden Helfern und rechnete damit, dass die Tiere wieder in die Käfigwagen zurückgetrieben worden waren.

Der nächste Schritt fiel mir nicht leicht, aber er musste sein. Weiter ging ich nicht vor und drehte mich um. Die Tür war hinter mir nicht zugefallen. So konnte ich in den Wagen schauen und sah, dass beide Frauen dicht zusammenstanden.

Harold Winter lag verkrümmt auf dem Boden. Noch immer hielt er seine Hände gegen die Augen gedrückt. Es machte mich Wütend, dass ich ihm nicht hatte helfen können.

Was genau zwischen den Frauen geschah, war schlecht zu sehen. Emily kümmerte sich um Glendas Gesicht. Vielleicht strich sie darüber

hinweg, und sie trat dann mit einem schnellen Schritt zur Seite. Auch ihre Stimme hörte ich.

„Geh jetzt zu ihm...“

Glenda setzte sich in Bewegung. Erst langsam und tappend. Dabei an ein Kleinkind erinnernd. Sie schüttelte den Kopf als könne sie nicht fassen, dass ihr das Augenlicht zurückgegeben worden war.

Emily ließ Glenda gehen. Als sie die Tür erreichte, war ich bei ihr und streckte ihr meinen Arm entgegen.

„John“, flüsterte sie. „John, ich... ich... kann wieder sehen. Sie hat ihr Versprechen gehalten.“

„Wunderbar.“

„Und dein Kreuz?“

Ich zog sie aus dem Wagen. „Mach dir bitte darüber keine Gedanken, Glenda.“

„Ja, natürlich. Trotzdem...“ Sie stand jetzt vor mir und wollte mich umarmen, doch ich schob sie zur Seite. „Nicht jetzt, später, Glenda.“ Ich hatte gesehen, dass auch Emily sich auf den Weg machte und zur Tür ging.

Sie lächelte, als sie vor der Schwelle stehen blieb. Sie war die Siegerin. Sie strahlte im Innern. Das Kreuz hielt sie in der Hand und zeigte es uns.

„Habe ich mein Versprechen gehalten?“, fragte sie leise.

„Das hast du!“

„Jetzt bin ich endlich da, wo ich sein wollte. Ich bin erfüllt mit einer Kraft, wie ich sie niemals zuvor erlebt habe. Ich habe nicht mal daran gewagt zu denken, dass es so etwas gibt. Ich kann nicht beschreiben, wie wunderbar das ist.“

„Doch, das glaube ich dir.“

„Dann kannst du jetzt gehen, John Sinclair. Und nimm Glenda mit. Alles musste so kommen.“

Ich gab mich demütig. „Du hast Recht, Emily, wir werden auch gehen. Da ist nur noch eine Kleinigkeit zu regeln.“

„Welche denn?“ Plötzlich stand sie unter Spannung.

„Du hast jetzt das Kreuz, aber du bist nicht der Sohn des Lichts. Und somit auch nicht die legitime Erbin. Ich bin der Erbe, verstehst du? Das Kreuz kann und darf einfach keinem anderen gehören. Ich will nicht von unwürdig sprechen, aber so ähnlich ist es.“

„Was meinst du damit?“

„Man muss es aktivieren können, um seine volle Kraft zu erhalten. Das kannst du leider nicht.“

„Ach ja...?“

„Hör zu!“ Und in den nächsten Sekunden spielte ich meinen letzten Trumpf aus. Wenn das Kreuz sich in falschen Händen befand, würde es

sich entsprechend verhalten. So sprach ich die Formel, und Emily hörte mir gespannt zu.

„Terra pestem teneto - salus hie maneto!“

Genau da war ihr Schicksal!

Nein, sie war nicht die Erbin. Sie konnte es nicht sein. Aus dem Kreuz in ihrer Hand wurde ein in gleißendes Licht gehüllter Gegenstand, dessen Form nicht zu erkennen war. Wie ein glühendes Stück Eisen musste Emily das Kreuz vorkommen, dessen Kraft sich nicht allein auf ihre Hand beschränkte, sondern ihren Weg fand und durch den Körper raste wie eine helle Flamme.

Es war wie ein heiliger Strom, der den Halbengel erfasste. Im Licht malte sich ihre Gestalt ab, und sie stand auf der Schwelle wie festgewachsen. Sie hielt den Mund weit offen. Nur drangen keine Schreie daraus hervor. Sie war zu einer in Licht getauchten blassen Gestalt geworden, die von der Macht des Kreuzes zerrissen wurde.

Emily starb.

Und sie starb vor unseren Augen auf ihre Art und Weise. Die Macht des Kreuzes war zu stark gewesen. Sie übersprang mehrere Vorgänge der Verwesung und sorgte dafür, dass ihr Körper noch auf dem Boden stehend zu einem hellen Engelstaub wurde. Und wie eine aus Sand geformte Gestalt sackte sie vor unseren Füßen zusammen, als wäre sie von einem Windstoß erfasst worden. Mit ihr fiel das Kreuz nach unten, das ich auffing, bevor es den Boden erreichte.

Ich drehte mich um. Ich stand im Staub. Meine Augen leuchteten, und auf meinem Gesicht malte sich der Triumph des Siegers ab.

Glenda sah mich an. Noch nie zuvor hatte ich diesen Blick bei ihr gesehen. Es war auch nicht zu beschreiben. Sie hatte einen Wunsch, wagte jedoch nicht, ihn auszusprechen und streckte mir nur die rechte Hand entgegen.

Ich wusste, was sie wollte.

Deshalb gab ich ihr das Kreuz.

Sie schaute es an. Ihre Lippen zitterten, und dann küsste sie es mit einer innigen Dankbarkeit, während Tränen über ihre Wangen rollten...

Ob Harold Winter, Mirko und auch Dr. Foster von ihrer Blindheit geheilt werden konnten, das wusste keiner von uns zu sagen. Jedenfalls hatte ich einen Arzt alarmiert, der sich um Winter und Mirko kümmerte, bevor ich ihn zur Klinik schickte, zusammen mit uniformierten Kollegen, die ebenfalls alarmiert worden waren.

Natürlich herrschte jetzt Aufruhr bei den Mitarbeitern. Und es war die alte Anita, die für Ruhe sorgte. Mit ihr hatte ich kurz sprechen können und sie in etwas eingeweiht. Sie wusste, dass niemand etwas von Emily zu befürchten hatte.

Irgendwann zog mich Glenda zur Seite an eine ruhige Stelle, Sie konnte es noch immer nicht richtig fassen, aber sie sprach das eigentliche Thema nicht an, sondern fragte, während sie zum dunklen Himmel schaute: „Wo mag sie jetzt sein?“

Ich hob die Schultern.

„Bei den Sternen? Bei den Engeln?“

„Nicht bei den Engeln, denke ich. Da gehört wohl mehr zu, um dorthin zu gelangen.“

Glenda nickte. „Ja, du kannst Recht haben. Trotzdem tut mir Emily irgendwie leid. Sie war eben anders als die sonstigen Gegner, mit denen wir zu tun haben.“

Ich nahm Glenda in den Arm und sagte abschließend: „Wir wollen ihr den Frieden lassen, wie auch immer der aussehen mag...“

„Ja, das wünsche ich ihr auch...“

**ENDE des Zweiteilers**



Er roch sie! Er liebte sie! Aber er liebte sie auf seine Art. Er brauchte sie einfach und suchte nach einer Chance, immer an sie heranzukommen.

Die Nacht und die düsteren Keller eines verlassenen Krankenhauses waren sein Revier. In einer Woche findet er auch Sie, liebe Leser. Denn er ist

## *Der irre Doc*

Merken Sie sich diesen Titel vor. Wieder ein hammerharter Grusel-Schocker. Für 2,50 DM bei Ihrem Zeitschriftenhändler und in jeder Bahnhofsbuchhandlung.